Zwölf Frauen

die Neuruppin bewegten

Frauen machen Stadt

Frauen, die Neuruppin bewegten

Was Sie hier zu lesen bekommen, ist der zweite Band mit Geschichten und Biographien von Frauen aus Neuruppin. Es sind Geschichten von ganz normalen Frauen, Bäckerinnen und Erzieherinnen, Einzelwarenhändlerinnen und Künstlerinnen und auch einfach nur von „Hausfrauen“. Alltagsgeschichten eben.

Auf den ersten Blick mag Alltagsgeschichte unspektakulär sein und für manchen vielleicht weniger spannend als Heldengeschichte(n). Wer aber etwas über das Leben der Menschen, zumal der Frauen, in vergangenen Zeiten erfahren möchte, wer verstehen möchte, wie sie gedacht und gehandelt haben, wie sie in Neuruppin gelebt und was sie bewegt haben, der wird in diesen Frauen-Biographien fündig werden.

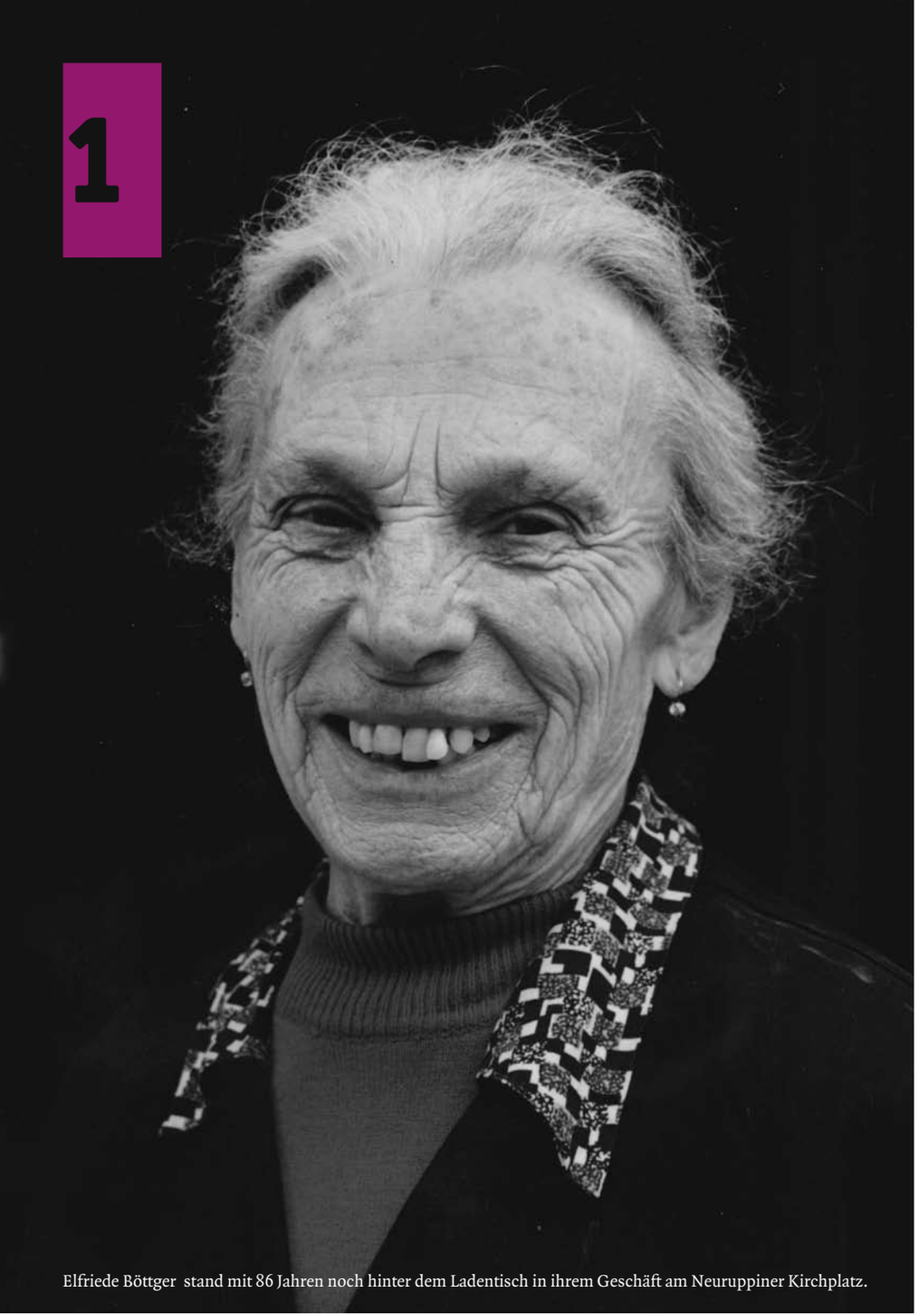
Schaut man in die üblichen Nachschlagewerke auch in unserer Region – dann sind Frauen deutlich unterrepräsentiert. Man muss dahinter keine „bösen“ Absichten oder Nachlässigkeiten vermuten, es war einfach bis vor kurzer Zeit unüblich, den Frauen in der Geschichtsschreibung große Aufmerksamkeit zu schenken. Hier wie auch andernorts nicht. Dies beginnt sich allmählich zu ändern. Meist durch engagierte Frauen vor Ort – wie auch hier in Neuruppin. Und so ist auch dieses Buch ein Mosaiksteinchen für eine neue und umfangreichere Geschichtsschreibung, in der die Frauen endlich den ihnen gebührenden Platz einnehmen.

Wir danken für die freundliche Mitwirkung
Eckhard und Heidrun Böttger | *zu Elfriede Böttger*
Ulrich Ebell | *zu Marie und Anna Ebell*
Brit Homburg | *zu Dagmar Elsner-Schwintowsky*
Joachim Schütt, Renate Hübner | *zu Frieda Finck*
Sieglinde Schulze | *zu Helene Gentz*
Carsten Bergmann | *zu Martha Remer*
Christine Peckermann | *zu Schmutzler-Frauen*
Brigitte Schirren
Ruth Iffländer, Franz und Margot Haspel | *zu Gisela Thiessenhusen*
Dietmar und Ellen Will | *zu Berti Will*
Brigitte Meier | *Neuruppiner Beginen*
Eckhard Handke | Fotos
Regional-Verlag Ruppin KG Pusch & Co. | Fotos

Inhalt

Elfriede Böttger 4
Marie und Anna Ebell 10
Dagmar Elsner-Schwintowsky 14
Frieda Finck 20
Helene Gentz 26
Emilie Fontane 31
Martha Remer 34
Schmutzler-Frauen:
Minna, Margarethe, Irmgard, Christine 40
Brigitte Schirren 48
Gisela Thiessenhusen 54
Berti Will 59
Neuruppiner Beginen 63

1



Elfriede Böttger stand mit 86 Jahren noch hinter dem Ladentisch in ihrem Geschäft am Neuruppiner Kirchplatz.

Elfriede Böttger | 1907 – 1996 | Geschäftsfrau

Kaufmannsfrau vom Kirchplatz

Viele Neuruppiner kennen es noch, das Geschäft von Elfriede Böttger am Kirchplatz in der Virchowstraße. 53 Jahre lang hatte sie es dort allein geführt. Von 1941 bis 1994. Erst im hohen Alter von 86 Jahren schloss sie das Familiengeschäft.

Gartenmöbel, Campingzubehör, Laufgitter, Wannen, Hocker standen vor der Tür. Drinnen schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Die alten Ladenmöbel, die bis zur Decke gefüllten Regale, eine alte kaputte Gaslampe. Nostalgie pur. Nur das Warenangebot war neu und entsprach der Zeit. Die Gänge waren mit Ware zugestellt. An manchen Tagen hatte nur eine Handvoll Kunden im Laden Platz. Von der Decke hingen Fischernetze, Gießkannen, Gürtel, Bügel, Bürsten. Die Ware stapelte sich auch auf der Treppe bis zu ihrer Wohnung hinauf. Elfriede Böttger bewältigte alles allein. Sie bestellte die Ware, bediente ihre Kundschaft, führte die Kassenbücher. Alles ohne elektronische Hilfsmittel. Es klingelte weder eine Registrierkasse, noch brauchte sie einen Taschenrechner. Sie notierte und rechnete mit Block und Bleistift. Wenn die alte Kaufmannsdame mit der Stehleiter die Puppenkinder und Spiele für die Kunden aus den Regalen holte, sah man ihr das hohe Alter nicht an. Vielleicht lag es daran, dass sie einmal eine eifrige Turnerin im Neuruppiner Turnverein war.

Hängematten, Fischnetze, Marktnetze, Markttaschen, Pferdenetzdecken, Pferderegendecken, Scheuertücher, Fußdecken, Waschkörbe, Wäscheleinen, Fischreusen, Fischhamen und alle Fischereinetze, Angelgeräte, Maschinenöl, Lederfett, Wagenfett, Kuffett, Holzteer usw., alle Arten Siebe

Um 1915. Am Fenster oben Gertrud Böttger, geborene Kayartz mit Seilermeister Paul Böttger. Vor der Haustür August Böttger mit Enkel Werner Böttger.

Elfriede Böttger als Zwanzigjährige.

1838 fing alles an. Urgroßvater Friedrich August Böttger aus Crimmitschau in Sachsen kam nach Neuruppin, um hier eine Seilerei zu eröffnen. Die Spinnbahn, auch Seilerbahn genannt, richtete er in der heutigen Präsidentenstraße an der Stadtmauer in Höhe des Tempelgartens ein. Gearbeitet wurde unter freiem Himmel.

Seilermeister Friedrich August Böttger betrieb die Seilerei gemeinsam mit seinem Sohn August Böttger. Ihr Ladengeschäft mit Werkstatt befand sich in der Präsidentenstraße 1. Sie stellten Seile, dicke Schnüre, Stricke, dünne Taue aus Hanf und auch Drahtseile her. Neben den Seilerwaren handelten sie auch mit Holzartikeln und Bürsten aller Art. 1900 gab es noch fünf dieser Meister in der Stadt, ab etwa 1910 nur noch die Seilerei Böttger. Die Seilerbahn blieb bis 1940 an der Stadtmauer. Teile davon waren bis 1951 dort noch zu sehen.
August Böttger, der Großvater von Elfriede Böttger, war Mitbegründer und späteres Ehrenmitglied der freiwilligen Turnerfeuerwehr. Er starb 1923.

1904 übernahm Paul Böttger das väterliche Geschäft und zog damit in die Karl-Marx-Straße 88. Die Räume waren seit 1903 gemietet. Im Seitenflügel des Hauses zur Virchowstraße hin richtete er die Seilerei, Holz- und Bürstenwarenhandlung August Böttger, Inh. Paul Böttger ein. Zum Angebot gehörten Hängematten, Netze und Siebe aller Art, Pferde- und Fußdecken, Scheuertücher, Wäscheleinen, Angelgeräte, Wagenfette und vieles mehr. Es gab nichts, was es nicht gab. Bei der Auflösung des Hauses wurden sogar noch alte Kaninchenfangnetze gefunden. Im März 1904 heiratete er die Gärtnerstochter Gertrud Kayartz, im Dezember 1904 wurde der Sohn Werner Böttger geboren. Hier am Kirchplatz erblickte 1907 auch seine Tochter Elfriede das Licht der Welt.

1928 wurden Szenen mit Henny Porten (Foto) für den Film „Mutterliebe“ vor dem Geschäft der Familie Böttger am Kirchplatz gedreht. Gern erinnerte sich Elfriede Böttger an die Begegnungen mit der berühmten Filmschauspielerin.

Die schwere Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und die Inflation warfen das Geschäft zurück. Sohn Werner und Tochter Elfriede mussten deshalb schon früh zusammen mit der Mutter im Handwerksbetrieb und im Geschäft des Vaters mithelfen. Von Elfriede wissen wir, dass sie wie ihr Vater eine ausgezeichnete Turnerin und Faustballerin war. Mit dem Sportverein reiste sie 1928 zum 14. deutschen Turnfest nach Köln, 1933 zum 15. deutschen Turnfest nach Stuttgart sowie zu weiteren Wettkämpfen in ganz Deutschland bis nach München.

Noch kurz vor seinem Tod übergab Paul Böttger das Einzelhandelsgeschäft an seine Tochter Elfriede, die hier von ihrer Mutter Gertrud unterstützt wurde. Seinem Sohn Werner überschrieb er die Seilerei an der Stadtmauer. Vater und Sohn arbeiteten hier noch bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Bevor Werner die Seilerei vom Vater tatsächlich übernehmen konnte, wurde er zum Kriegsdienst verpflichtet. Vater Paul starb 1941. Werner war im Krieg. Die Arbeit in der Seilerei ruhte. Elfriede bezog die Seilerware nun von anderen Betrieben, u.a. aus Velten und Liebenwalde. Sie zahlte weiterhin die Steuern für die ruhende Seilerei, damit Bruder Werner

Die Neuruppiner Faustballmannschaft mit Elfriede Böttger (2 v.r.) in München um 1930.

Eckhard Handke fotografierte Elfriede Böttger 1987 in ihrem Haushaltswarenladen am Kirchplatz.

nach dem Krieg gleich wieder ins Handwerk einsteigen konnte. Doch dazu kam es nicht mehr. Werner kehrte aus dem Krieg nicht zurück. Die Seilerbahn blieb geschlossen. Damit endete die Tradition des Seilerhandwerkes in Neuruppin. Elfriede Böttger hatte wie alle anderen Familienmitglieder das Seilerhandwerk geliebt. Oft hatte sie ihrem Vater und Bruder an der Spinnbahn geholfen.

Von allem, was sie in ihrem Geschäft verkaufte, behielt sie je ein Stück zur Erinnerung für sich.

Elfriede blieb mit dem Geschäft allein zurück. Ihre Mutter Gertrud war 1949 gestorben. Kinder hatte Elfriede keine. Geheiratet hatte sie nicht. Also musste sie ohne eigene Familie zurechtkommen. Der Sohn ihres verschollenen Bruders Werner und dessen Frau Käthe, ihr in Neuruppin lebender Neffe Eckhard Böttger, hatte andere Lebenspläne. Werners Tochter Marianne, verh. Lohmar, wohnt heute in Friesack.

So führte Elfriede den Laden allein, wurde mit ihm zusammen alt und schenkte Neuruppin ein Stück Nostalgie. Sie war sparsam. Im Laden brannte nur ein schmales Licht; geheizt wurde nicht. Es gab zwar einen Ofen im Geschäft, der war aber mit Ware zugestellt. Zu DDR-Zeiten war sie die einzige Geschäftsfrau, die ihre Waren auch draußen vor der Tür auslegte. Die Wannen, Körbe und Bollerwagen hätte sie auch unmöglich drinnen noch unterbringen können. Der HO oder der Konsumgenossenschaft hatte sie sich nicht angeschlossen. Sie blieb ihr Leben lang selbstständig. Noch

Vor dem Geschäft: Gartenmöbel, Campingzubehör, Körbe und mehr.

heute findet man am Eckhaus Karl-Marx-Straße / Virchowstraße die Aufschrift Paul Böttger.

Alles, was die Familie und das Geschäft betraf, behütete Elfriede Böttger. Weggeworfen hat sie nie etwas. Von allem, was sie in ihrem Geschäft verkaufte, behielt sie je ein Stück zur Erinnerung für sich. Eine wahre Fundgrube des 20. Jahrhunderts. Das Erbe ihrer Eltern, Großeltern und Urgroßeltern aufrechtzuerhalten, war ihre Lebensaufgabe. Hier bestimmte und herrschte sie. Sie war resolut, sich selbst und der Familie gegenüber. Kranksein gab es nicht. Nie hat sie sich zurückgenommen und geschont. Ihre Schwägerin Käthe, die Frau des verschollenen Bruders, vertrat Elfriede Böttger hin und wieder im Laden, wenn sie zum Einkauf fuhr. Sie kochte ihr Mittag und half, wenn sie gebraucht wurde.

Gern erinnerte sich Elfriede Böttger an das Jahr 1928, als die berühmte deutsche Schauspielerin Henny Porten in ihren Laden trat. Henny Porten und das Filmteam drehten zu dieser Zeit in Neuruppin Szenen aus dem Film Mutterliebe. Wenn Wolken die Sonne verdeckten und die Filmaufnahmen unterbrochen werden mussten, kam das Filmteam in ihren Laden und schaute sich dort um. Elfriede konnte sich mehrmals mit Henny Porten unterhalten. Einige Szenen wurden direkt an ihrem Geschäft und beim Handwerksbetrieb Plagemann gedreht.

Elfriede Böttger starb am 21. März 1996 und ist auf dem Friedhof in Neuruppin begraben. Ihre letzten beiden Lebensjahre hat die an Blutkrebs erkrankte Geschäftsfrau im ASB-Heim am Neuruppiner Schulplatz verbracht. Dort ist sie auch gestorben.
Die noch vorhandenen Seilergerätschaften und das Ladeninterieur hat die Familie 1996 dem Heimatmuseum Neuruppin geschenkt.

2

Marie Ebell

Marie Ebell | 1832 – 1913 | und Anna Ebell | 1836 – 1901 |

Für den Bruder gelebt

Marie und Anna Ebell waren Töchter des Tuchfabrikanten Karl Friedrich Ebell und seiner Frau Marie Dorothee Ebell. Zu den neun Kindern der Familie gehörte auch der einige Jahre jüngere Bruder Carl Ludwig, der 1840 in Neuruppin zur Welt kam. Schon kurz nach seiner Geburt stellte sich heraus, dass er blind war. Dass er trotz seiner Blindheit mit Erfolg lernen, das Abitur ablegen, Theologie studieren und als Hilfsprediger in Stralsund arbeiten konnte, ist das stille Vermächtnis seiner beiden Schwestern Marie und Anna.

Gemeinsam verbrachten die Ebell-Kinder eine unbeschwerte Kindheit in Neuruppin. Marie und Anna bezogen ihren kleinen Bruder Carl so selbstverständlich ins Spielen, ins Lernen und ins Leben ein, dass Carl für die Eltern nie zum Sorgenkind wurde.

Der Tagesablauf der Familie richtete sich nach der Arbeitszeit des Vaters. Als Tuchfabrikant war er täglich von sechs bis zwölf Uhr vormittags und von zwei bis sieben Uhr nachmittags in der Fabrik. Alles im Leben der Tuchmacherfamilie Ebell war aufs Praktische ausgerichtet. Für geistige und musische Anregungen blieb wenig Zeit. Vater Karl Friedrich liebte es jedoch, wenn ihm seine Kinder abends vorsangen. Bei ihrem blinden Sohn Carl beobachteten die Eltern eine besondere Freude an Musik und Gesang. So ließen sie ihm von Ferdinand Möhring Klavier- und Orgelunterricht erteilen. Carl war begabt. Schon als Dreizehnjähriger durfte er hin und wieder in der Klosterkirche zum Gottesdienst Orgel spielen.

Wenn er sie schon nicht sehen konnte, so sollte er doch wenigstens ihre Nähe spüren.

Von den Geschwistern fühlte sich vor allem Anna zu ihm hingezogen. Viele Stunden verbrachte sie bei ihrem blinden Bruder. Wenn er sie schon nicht sehen konnte, so sollte er doch wenigstens ihre Nähe spüren. Anna war es auch, die ihn immer wieder aufforderte, mit

ihr die in der Schule aufgegebenen Gesänge zu lernen und die ihm Geschichten und Märchen vorlas. Als Carl selbst zur Schule ging, erledigten die Schwestern für ihn die schriftlichen Aufgaben. Nach seinem Diktat schrieben sie die Französisch-Übungen und die Deutsch-Aufsätze. Doch was sollte der Blinde seinen Schwestern diktieren beim Aufsatzthema einer Reisebeschreibung? Sogar das funktionierte. Die Mädchen schilderten ihrem Bruder ihre letzte Reise nach Eberswalde, woraufhin er einen so lebendigen Aufsatz diktierte, als hätte er die Reise selbst erlebt. Wenn Carl seine Klavier- und Orgelstücke einstudierte, las ihm Anna geduldig die Noten vor, bis er sich alles eingeprägt hatte.

Selbstaufgabe und Verzicht waren die ständigen Begleiter von Anna und Marie.

Marie und Anna besuchten wie die anderen Geschwister die sogenannte Vorbereitungsschule, um dann in die Höhere Töchterschule übernommen zu werden. In der Vorbereitungsschule lernten sie neben Lesen und Schreiben vor allem Gebete, Sprüche und Liedverse auswendig. Auch wenn die Bildung lückenhaft war und weit hinter dem zurückstand, was den Jungen in ihrem Alter vermittelt wurde, kamen ihnen die Gedächtnis- und Sprachübungen, das Auswendiglernen und die vielen Handarbeitsstunden im weiteren Leben noch oft zugute. Die Bildung der Mädchen zu jener Zeit war darauf ausgerichtet, standesgemäß heiraten und eine Familie betreuen zu können – sofern eine Mitgift da war und sich ein Mann fand.

Doch weder Marie noch Anna waren ein Ehemann und damit eine eigene Familie vergönnt. So widmeten sich beide, als sie dem heiratsfähigen Alter entwachsen waren, der Pflege und Betreuung ihres Bruders. Sie selbst blieben dadurch finanziell immer von anderen abhängig. Zunächst half die Mutter aus, später ihre Brüder Richard und Wilhelm. Ihr Vater Karl Friedrich Ebell war bereits 1869 gestorben, als Anna und Marie 33 und 37 Jahre alt waren.

Als Carl Ebel von 1861 bis 1864 an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin Theologie studierte, musste er in den langen Semesterferien oft nacharbeiten, was ihm durch seine Blindheit in den Vorlesungen entgangen ist. Maria und Anna lernten ihm zuliebe Griechisch und Hebräisch, um ihm die Grundtexte und Kommentare aus den Lehrbüchern vorlesen zu können. Als Carl gegen Ende des Studiums für kurze Zeit von Berlin nach Halle wechselte, war Anna seine ständige Begleiterin. Von 1865 bis 1867 besuchte er das Predigerseminar in Wittenberg. Als Carl 1871 zu einer Gastpredigt nach Stralsund reiste, war Anna wieder an seiner Seite. Er hatte sich um eine freie Stelle als Hilfsprediger beworben – und bekam sie auch. Da Anna die Pflege und Betreuung ihres blinden Bruders in Stralsund nicht allein bewältigen konnte, folgte ihnen im August 1871 Schwester Marie an die Ostsee. Hier lebten die drei Geschwister 24 Jahre lang bis 1895.

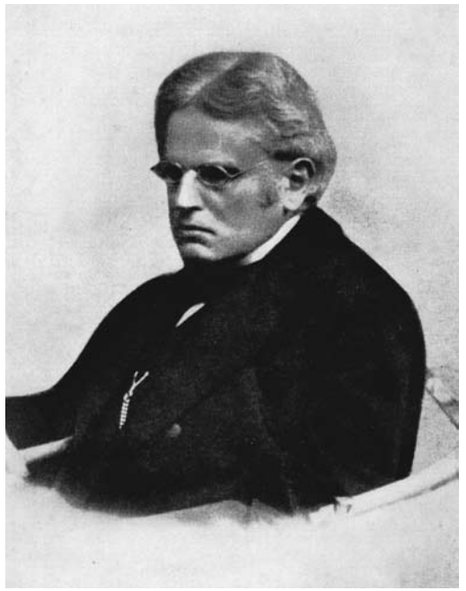
Carl hielt als Hilfsprediger vertretungsweise in neun Kirchen die Predigten, wenn Amtskollegen ausfielen. Das war auch ständig der Fall. Dazu kamen Bibelstunden und die Predigtgottesdienste in der Stralsunder Irrenanstalt. Für jede Predigt diktierte er den Schwestern zuerst die Entwürfe, dann den fertigen Text. Diesen lasen sie ihm so oft vor, bis er die Predigt weitgehend auswendig konnte. In der Kirche saßen Marie und Anna in seiner Nähe, um ihm die vorher verabredeten Stichwörter zu geben oder ihm bei Bedarf die aufgeschlagene Bibel auf die Kanzel zu reichen. Carl besaß die gesamte Luthersche Bibel in Blindenschrift – mit Ausnahme der Apokryphen. Das Zusammenspiel der Geschwister funktionierte.

Im Dezember 1872 machte sich eine weitere schwere Krankheit bei Carl bemerkbar. Er verlor zunehmend an Gehör. Nicht heilbar – diagnostizierten die Ärzte. Das Vorlesen wurde für die Schwestern von Jahr zu Jahr anstrengender und war nur mit noch mehr Geduld zu meistern. Dabei fanden sie immer noch genug Kraft, ihrem Bruder Trost zu spenden, wenn Intrigen und Kränkungen von Amtskollegen den körperlich benachteiligten Carl besonders trafen. Am Verlust ihrer Angehörigen litten die drei gleichermaßen. 1875 starb ihr Bruder Wilhelm, 1889 ihre geliebte Mutter.

Zuletzt hörte der blinde und schwerhörige Carl beim Gottesdienst schon nicht mehr, wann Orgelspiel und Gesang einsetzten und endeten. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich weiter. Durch schmerzhafte Krampfadergeschwüre konnte er bei den Predigten nicht mehr stehen, und wie zum Hohn war seine Schwerhörigkeit von starken Geräuschen in den Ohren begleitet. 1895 legte er mit 55 Jahren sein Amt nieder, um den Ruhestand anzutreten.

Selbstaufgabe und Verzicht waren die ständigen Begleiter von Anna und Marie. Unter der Last der täglichen Arbeit und Sorgen an der Seite ihres kranken Bruders wurden sie mit zunehmendem Alter selbst immer häufiger krank. Typhus und häufige Influenza, die sie sich in den kalten Kirchen und beengten Wohnungen zuzogen, häufige Umzüge in Stralsund und zu wenig Geld für ausreichendes und gesundes Essen bestimmten ihr Leben. Die Schwestern wussten, dass sich die Umstände nicht bessern würden. Aber niemals zeigten sie ihrem Bruder gegenüber auch nur das leiseste Anzeichen von Resignation. 1891 wurde Anna auf einem Auge blind.

Nach ihrer Rückkehr aus Stralsund ins heimatliche Neuruppin zogen die drei Geschwister in das stattliche Haus Friedrichstraße Nr. 22 am Paradeplatz, heute Friedrich-Engels-Straße 22, das ihrem Bruder Richard gehörte. Er war Tuchfabrikant in Cottbus. Im Haus wohnten bereits ihre Schwestern Elisabeth und Bertha. Mit ihnen vereint lebte es sich leichter.



Carl Ebell

Doch die Sorgen nahmen nicht ab. Die ernste und zurückhaltende Anna erblindete nun auch auf dem zweiten Auge. Jetzt war es Carl, der ihr aus seinen Blindenschrift-Büchern vorlas. Bevor Anna das Augenlicht ganz verlor, starb sie am 5. Oktober 1901 mit 62 Jahren. Am 2. Mai 1903 folgte ihr ihre freundliche und zugängliche Schwester Elisabeth. Nun kümmerten sich Marie und Bertha um ihren blinden und fast tauben Bruder Carl, der durch Krankheit auch noch ein Bein verlor. 1910 mussten die Geschwister das Haus am Paradeplatz verlassen und zogen in die Prinzenstraße 8, heute Robert-Koch-Straße.

Marie Ebell wurde 81 Jahre alt und starb am 7. Juni 1913 in Neuruppin, der 73jährige Carl Ebell ein halbes Jahr später. Marie und Anna, unverheiratet und kinderlos, blieb neben der Armut und Aufopferung nur das traurige Los des Vergessens.

Schreibtisch und Fußboden waren ihr Arbeitsplatz.

Dagmar Elsner-Schwintowsky | 1945 – 1997 | Künstlerin, Illustratorin

Kunst aus Lust

Dagmar Schwintowsky wurde am 14. Dezember 1939 als Kind von Thea und Friedrich Schwintowsky in Leipzig-Connewitz geboren. Ihren Vater lernte sie nicht kennen. Er wurde kurz nach Ihrer Geburt zum Kriegsdienst eingezogen und fiel im Zweiten Weltkrieg. Ihre Mutter arbeitete als Lehrerin und zog ihre Tochter allein groß.

1957 legte Dagmar in Leipzig ihr Abitur ab. Da sie nicht das Kind einer Arbeiterfamilie war, wurde sie nicht sofort zum Studium zugelassen. So absolvierte sie zunächst ein zweijähriges Praktikum in einer volkseigenen Spinnerei und in einem Dekorationsbetrieb. 1959 begann ihr Studium an der Hochschule für Graphik und Buchkunst in Leipzig, das sie nach fünf Jahren, 1964, als Diplomgrafikerin abschloss. Ihr großes Vorbild in der Studienzeit war Professor Max Schwimmer.

1960 heiratete Dagmar Schwintowsky ihren Ehemann Dieter Elsner. 1961 kam Tochter Brit-Caris zur Welt. Die Ehe war nur von kurzer Dauer und wurde 1963 wieder geschieden. Zu verschieden waren die beiden Charaktere und Lebensarten. Sie, eine freie, sich in Geist und Raum entfaltende Künstlerin; er, Architekt, akkurat, auf Ordnung bedacht, fast penibel.

Nach ihrem Studium war Dagmar Elsner-Schwintowsky freischaffend tätig. Sie malte, illustrierte, schuf Grafiken. Nur drei Jahre später erschien das erste Buch mit ihren Illustrationen, zehn Jahre später die erste Personalausstellung in ihrer Heimatstadt Leipzig. Als Illustratorin wurde sie in der DDR weit bekannt. Es gab kaum eine Literatur, die ihr nicht lag. Ob Kinder- oder Jugendbücher, Romane oder Lyrikband – Dagmar Elsner-Schwintowsky fasste sie in Bilder. Sie illust-

Illustration von Dagmar Elsner-Schwintowsky zum Gedicht Baumblüte im Mai aus ihrer Studienarbeit an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig aus dem Jahr 1963.

rierte z.B. das Andersen-Märchen Die kleine Seejungfrau, das Kinderkochbuch Märchenrezepte, die Bücher Der närrische Kuckuck, Die Bernsteinhexe, Effi Briest. Auch Kartenspiele und didaktische Bücher gestaltete sie. Ihre Auftraggeber waren der Kinderbuchverlag Berlin, der Knabeverlag Weimar, der Verlag Neues Leben Berlin, der Postreiterverlag Halle, der Lehrmittelverlag Pösneck, der Abel und Müller Verlag Leipzig, der Tribüne-Verlag Berlin, der Verlag Lucy Grosser und der Rudolf-Arnold-Verlag Leipzig. Wer sich heute durch einige der in der ehemaligen DDR zwischen 1968 und 1989 erschienenen Bücher blättert, findet bestimmt auch eines mit Illustrationen von Dagmar Elsner-Schwintowsky.

Viele der von ihr illustrierten Bücher wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Oft gab es mehrfache Auflagen, die nach Ost und West verkauft wurden. Auch Lehr- und Unterrichtsbücher tragen die Handschrift der Künstlerin. Mit Professor Dr. Sachsenweger arbeitete sie an Lehrbüchern zur Augenheilkunde und Diagnostik.

Im Urlaub lernte Dagmar Elsner-Schwintowsky die Ruppiner Gegend kennen. Ursprünglich wollte sie sich hier nur ein Wochenendgrundstück kaufen. Aber die Schönheit der Mark fesselte sie. 1976 zog sie von Leipzig nach Dierberg bei Neuruppin.

In Dierberg arbeitete sie weiter im Auftrag verschiedener Verlage. Außerdem gründete sie in ihrer neuen Umgebung verschiedene Malzirkel für Laienkünstler. Sie führte Kurse durch, initiierte Arbeitsgemeinschaften an Schulen, bildete Lehrkräfte im Kunstbereich weiter. Vieles davon auf ehrenamtlicher Basis. Dabei bediente sie eine riesige Palette: Malen, Zeichnen, Drucken, Glas-und Porzellanmalerei, Schmuckgestaltung, Seidenmalerei, Stoffgestaltung, Gestalten mit Naturmaterialien, Floristik, Keramik.

Illustration von Dagmar Elsner-Schwintowsky aus Die Kleine Seejungfrau und andere Märchen.

Dagmar Elsner-Schwintowsky

Zahlreichen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen vermittelte sie die Liebe zur Kunst. Viele ermutigte sie, sich selbst auszuprobieren und gab ihnen ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Fertigkeiten mit auf den Weg. Sie nahm ihnen die Scheu vor der Kunst und verstand es, so zu fördern, dass jeder seinen eigenen Stil bewahren konnte.

Dagmar Elsner-Schwintowsky war diszipliniert und fleißig in ihrer freischaffenden Arbeit. Ihr Hobby war ihr Beruf. Sie arbeitete ständig, sieben Tage die Woche, bis in die Nacht hinein.

In der Ruppiner Schweiz entdeckte sie eine neue Technik für sich: die Aquarellmalerei. Stimmungsvolle Landschaftsbilder aus allen Ecken des Fontanelandes entstanden. Auch eine aquarellierte Geschichte zu Kurt Tucholskys Erzählung Rheinsberg.

Ihr Hobby war ihr Beruf. Sie arbeitete ständig, sieben Tage die Woche, bis in die Nacht hinein.

Durch ihre Kontakte zu Kinder- und Bildungseinrichtungen in Neuruppin und Umgebung erhielt sie Aufträge für Wandgestaltungen in und an Kindergärten und Schulen. Das Arbeiten mit Beton und Putz war ein neues Feld für die Künstlerin, dem sie sich mit neuer Leidenschaft hingab. Die Kinder sollten sich an ihren Bildern erfreuen und gleichzeitig viel entdecken können – ganz ohne pädagogischen Zeigefinger. Außerdem übernahm sie künstlerische Arbeiten im Rahmen der Kulturarbeit des Rheinsberger Kernkraftwerkes. Sie war in der Ruppiner Palette aktiv und leitete in Wildberg einen Zirkel für die Frauen aus der Landwirtschaft. Gisela Naumann wurde ihr hier eine gute Freundin. In Rheinsberg und Neuruppin malte sie mit Kindern der Hilfsschulen.

Im Ruppiner Land begann Dagmar Elsner-Schwintowsky Aquarelle zu malen.

Die in Leipzig geborene Künstlerin betreute mehrere Galerien in Neuruppin.

Für ihr künstlerisches Schaffen erhielt Dagmar Elsner Schwintowsky 1983 die Medaille für Verdienste im künstlerischen Volksschaffen der DDR, 1984 die Johannes-R.-Becher-Medaille des Kulturbundes der DDR in Bronze, 1986 die Ehrennadel des Kulturbundes in Bronze, 1988 die Johannes-R.-Becher-Medaille des Kulturbundes der DDR in Silber. Mit Beginn des Jahres 1989 wurde Dagmar Elsner-Schwintowsky auch politisch tätig. Sie wurde Abgeordnete des Kreistages Neuruppin und der Gemeindevertretung Dierberg.

Sie nahm den Menschen die Scheu vor der Kunst und förderte so, dass jeder seinen eigenen Stil bewahren konnte.

Nach der Wende gab es einen großen Einschnitt in ihrem Leben. Durch den Zusammenbruch vieler Verlage und Institutionen fiel ein Großteil der Aufträge weg. Sie verlor ihre Existenzgrundlage. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte sie nicht mehr freischaffend arbeiten und musste sich neu orientieren.

Um sich finanziell über Wasser zu halten, leitete sie Keramikkurse, arbeitete als Lehrkraft an der Jugendkunstschule und war zwei Jahre im Kulturbereich der Neuruppiner Stadtverwaltung angestellt. Hier gestaltete sie Werbemittel und Prospekte, beschäftigte sich mit den Neuruppiner Bilderbogen, konzipierte das Neuruppiner Stadtlogo, entwarf das Wappen für den Landkreis Ostprignitz-Ruppin, betreute die Galerie in der Blutspendezentrale und setzte sich für den Aufbau weiterer Galerien ein. Auch der Schriftzug der Brandenburgischen Sommerkonzerte KLASSIKER AUF LANDPARTIE stammt von ihr. Von 1991 bis 1996 unterstützte und begleitete sie den Verein NEURUPPINER FRAUEN FÜR FRAUEN.

Sie war aufgeschlossen und kontaktfreudig, zuverlässig und hilfsbereit. Berührungsängste kannte sich nicht, weder vor Menschen in höheren Positionen noch vor neuen Situationen.

Wandgestaltung von Dagmar Elsner-Schwintowsky an der Gildenhaller Grundschule.

Ihre Ansichten vertrat sie offen und niveauvoll, konnte sich in Diskussionen auf begründete Argumente und Fakten einlassen. Diese Geradlinigkeit brachte ihr einige Feinde ein. Obwohl künstlerisch gefordert war sie in der Verwaltung nicht glücklich. Kreativität auf Kommando, Termindruck und Nachtarbeit, das Einmischen in künstlerische Freiheit und Kompetenz – das ging auf Dauer nicht gut. Verwaltung und Künstlerin trennten sich.

Dagmar Elsner-Schwintowsky suchte nach neuen Herausforderungen, probierte aus, auch Artfremdes, brauchte eine neue Existenzgrundlage. Sie übernahm die Floristikausbildung in der Ländlichen Erwachsenenausbildung in Neuruppin und absolvierte dafür ein Fernstudium an der Humboldt-Universität. Sie arbeitete künstlerisch mit Patienten der Klinik Hohenelse und führte Fortbildungskurse des Arbeitsamtes für „Landschaftspflege und Entwicklung ländlicher Räume“ durch.

Nach und nach konnte sie wieder ihrer eigentlichen Tätigkeit als Malerin und Grafikerin nachgehen. Gerade war sie dabei, sich als Künstlerin erneut ein breite Anerkennung zu verschaffen.

Da starb sie. Am 21. März 1997 nach kurzer schwerer Krankheit. Mit 57 Jahren. Ihr Grab befindet sich in Dierberg. In ihrem Haus in Dierberg lebt heute ihre Tochter Brit-Caris Homburg, geborene Elsner.

Dagmar Elsner-Schwintowsky mit Tochter Brit-Caris um 1975

4

Frieda Finck, geb. Plagemann

Frieda Finck | 1881 – 1969 | und Tochter Magdalene Schütt | 1911 – 1999 |

Die Bäckersfrauen vom Paradeplatz

Ernst Finck gründete um 1880 in Neuruppin die Bäckerei Finck am Paradeplatz in der Heinrichstraße 13. Sein Sohn Wilhelm übernahm das Geschäft und die Backstube im Jahre 1905. Wilhelm heiratete 1905 die vierundzwanzigjährige Frieda Plagemann aus dem kleinen Dorf Holzhausen in der Prignitz. 1906 kam ihre erste Tochter Käthe zur Welt, die 1909 starb. 1908 wurde Tochter Elisabeth geboren, zwei Jahre später die dritte Tochter Magdalene Finck.

Die Bäckerei befand sich am heutigen Bernhard-Brasch-Platz. Hinter dem Laden lag das Berliner Zimmer mit einer langen Tafel, an der die Familie zusammen mit den Angestellten die Mahlzeiten einnahm. Vier Gesellen, ein Lehrling, die Köchin und der Kutscher gehörten zum Stammpersonal. Die Angestellten arbeiteten zu dieser Zeit häufig in Kost und Logie. Sie erhielten neben ihrem Lohn die volle Verpflegung und schliefen im Haus. Hinter dem Berliner Zimmer führte ein schmaler Gang zur Treppe, die hinunter in die Backstube führte.

Bäckermeister Wilhelm starb 1920 mit 47 Jahren an Leukämie und hinterließ seine Frau Frieda mit ihren beiden Töchtern Elisabeth und Magdalene, die jetzt zwölf und neun Jahre alt waren. Frieda Finck hatte weder das Backhandwerk noch das Kaufmännische erlernt. Einzig die Dorfschule und die knapp 40 Jahre Lebenserfahrung mussten reichen, um die Bäckerei weiterzuführen. Schon wurde von der Konkurrenz gemunkelt, dass die Bäckerei wohl bald am Ende und die Bäckerei zu haben sei.

Aber Frieda wollte die Bäckerei behalten. Sie besorgte Aufträge, schaffte Material heran, betreute ihre Kunden. Als Frau hatte sie es

nicht leicht, sich in der Männerdomäne zu behaupten. Die Konkurrenz war groß. Etwa zehn Bäckereien gab es zu jener Zeit, u. a. die von Ernst Finck in der Klosterstraße, die Bäckereien Plagemann, Prager und Stirnemann. Niemand hätte gedacht, dass die fromme und sozial eingestellte Witwe aus Holzhausen den Betrieb allein halten könnte. Nach dem Tod ihres Mannes war Frieda in der Bäckerinnung eine begehrte Partie. Doch sie ging auf keine Angebote ein. Ihrem Wilhelm, mit dem sie nur 15 Jahre verbringen konnte, hätte aus ihrer Sicht keiner das Wasser reichen können. Sie hatte ihn geliebt.

Die wollen nicht mich, die wollen alle nur meine Bäckerei. FRIEDA FINCK

Um die Bäckerei während der Inflation mit den Grundmaterialien versorgen zu können, nahm sie abends den Tagesumsatz aus der Kasse und fuhr damit per Pferdefuhrwerk über Land, um Mehl, Eier und andere Zutaten zu kaufen. Niemand wusste, wieviel das Geld am nächsten Tag wert sein würde.

Frieda achtete darauf, dass ihre Töchter Elisabeth und Magdalene eine gute Ausbildung bekamen. Sie besuchten beide das Lyzeum in Neuruppin. Dass sie auch Französisch lernten, war der Mutter sehr wichtig. Ihre ältere Tochter Elisabeth schickte sie zur Hauswirtschaftsschule an das Lettehaus nach Berlin, die jüngere Tochter Magdalene in ein gutes Hotel nach Swinemünde, um dort auf die zukünftigen hauswirtschaftlichen Aufgaben als Ehefrau vorbereitet zu werden. Außerdem vermittelte sie ihren Kindern und später auch ihren Enkelkindern wichtige Werte, die ihr selbst eigen waren: Disziplin, Akkuratesse, Pflichtbewußtsein und gutes Benehmen. Frieda war eine kluge und aufrichtige Frau.

Um 1909. Frieda Finck mit ihren Töchtern Elisabeth (links) und Magdalene.

1961. Omi Finck mit ihren Urenkeln Arne und Karsten.

1930 bestand Magdalene Finck die Bäckergesellenprüfung mit „sehr gut“. Links ihre Schwester Elisabeth, daneben sitzend Mutter Frieda Finck. Magdalene (Mitte) an der Innungslade. Rechts vorn Friedas Vater Heinz Plagemann.

Die Bäckerei Finck am Paradeplatz zählte seinerzeit zu den führenden Bäckereien in Neuruppin. Sie belieferte u.a. das Krankenhaus und die Landesirrenanstalt. Das Mehl bezogen die Fincks u. a. von Neumühle – der Wassermühle bei Alt Ruppin, die der Ingenieur Konrad Schütt als Mühlenbesitzer betrieb. Sein Sohn Malte Schütt verkaufte das Mehl an die Bäckereien. Die wöchentlichen Kundenbesuche bei den Fincks übernahm er stets selbst. Es wurde gemunkelt, dass er wegen der Bäckerstochter Magdalene kam, die er bei seinen Besuchen abzupassen versuchte.

Da es keine männlichen Nachfahren gab, hatte Magdalene 1927 begonnen, in der Bäckerei, die jetzt der Mutter gehörte, das Bäckerhandwerk zu erlernen. Damit war sie das einzige Familienmitglied mit einer entsprechenden Ausbildung. Von anderen wurde sie belächelt. Backen war zu jener Zeit Schwerstarbeit und Männersache. Die Teige wurden mit der Hand geknetet und gerührt, die schweren Holzschieber mussten bewegt werden. Ihre Mutter und der angestellte Bäckermeister machten ihr die Ausbildung nicht leicht. Frieda ließ nichts durchgehen. Gingen ihre Mädchen am Wochenende länger aus, musste Magdalene auch nach nur einer Stunde Schlaf morgens wieder in der Backstube antreten. Magdalene, von allen kurz „Leni“ genannt, stand das durch. Im April 1930 legte sie in Neuruppin in der Bäckerei ihrer Mutter Frieda die Gesellenprüfung ab. In der Zeitung HEIMAT UND WELT – BILDER DER MÄRKISCHEN ZEITUNG erschien am 5. April 1930 ein Foto dazu. Damit war sie die erste weibliche Bäckergesellin im Kreis Ruppin. Während Magdalene in der Backstube arbeitete, stand ihre Schwester Elisabeth vorn im Laden und verkaufte. Mutter Frieda leitete und koordinierte den Betrieb.

Aus Magdalene Finck und Malte Schütt wurde ein Paar. Sie heirateten 1935 und Magdalene Schütt zog zu ihrem Ehemann nach Neumühle. Hier wurde 1937 ihr einziger Sohn Joachim Schütt geboren, dem heute das Verwalterhaus in Neumühle gehört.

Um 1911. Familienfeier bei Fincks im Hof der ehemaligen Heinrichstraße 13, heute Rudolf-Breitscheid-Straße 13.

Friedas Tochter Elisabeth Finck heiratete 1930 den Plantagenbesitzer und Gärtnermeister Hans Krohn. Sie hatten sich im Neuruppiner Ruderclub kennengelernt, wo Elisabeth und Magdalene mit ihrem Scull-Boot-Zweier aktiv waren. Aus der Ehe von Elisabeth und Hans Krohn gingen drei Kinder hervor: Renate (1931), Peter (1934) und Dietrich (1938). Sie wohnten auf der Obstplantage WALDECK auf dem späteren Flugplatzgelände, wo die Krohn-Familie einen Gartenbaubetrieb unterhielt. Hans Krohn fiel im Zweiten Weltkrieg.

Über die Heirat ihrer Tochter Magdalene war Frieda nicht sehr glücklich. Neumühle war ihr zu herrschaftlich, zu überdimensioniert. *„Da gehören wir nicht hin“*, hatte Frieda immer gesagt, die so sehr fürs Solide war. Geld verdienen war ihr wichtig; sparen auch, aber das riesige Anwesen mit Herrenhaus und Park in Neumühle schien Frieda kurz nach der Inflationszeit eine Nummer zu groß.

Als Magdalene nach Neumühle fortzog, waren beide Töchter aus dem Haus und Frieda verpachtete die Bäckerei an Bäckermeister Otto Mattewes. Sie hatte jetzt Zeit, sich um ihre Enkelkinder und um ihren Vater zu kümmern, den sie nach dem Tod ihrer Mutter 1925 nach Neuruppin geholt hatte.

Während des Zweiten Weltkrieges gab es für die frisch verheiratete Magdalene Schütt in der Mühle viel zu tun, um die Versorgung der Bevölkerung unter den herrschenden Kriegsbedingungen sicherzustellen. Ihr Ehemann Malte wurde 1942/43 in den Kriegsdienst eingezogen. Fremdarbeiter und Flüchtlinge kamen nach Neumühle. Magdalene leitete den Betrieb gemeinsam mit ihrem Schwiegervater Konrad Schütt und koordinierte die Arbeit auf Hof und Anwesen, bis die Wassermühle und einige Nebengebäude in den letzten Kriegstagen in Brand geschossen wurden und niederbrannten. Die russischen Besatzer richteten sich sofort nach Kriegsende in den verbliebenen Gebäuden ein. Die 35-jährige Magdalene durfte mit ihrem Sohn Joachim noch ein Jahr dort wohnen bleiben; dann wurden sie zusammen mit Maltes Vater Konrad Schütt und dessen Zwillingsschwester Martha nach Molchow zwangsumquartiert.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges schien es so, als ob die Finck-Frauen Magdalene und Frieda noch einmal ins Bäckereigeschäft einsteigen würden. Malte war noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und Magdalene musste sich, da die Mühle abgebrannt war, ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie wollte ihren Meisterbrief machen, um die Bäckerei am Paradeplatz wieder zu übernehmen. 1946/47 absolvierte sie in Potsdam den theoretischen Teil, doch zur Prüfung wurde sie unter fadenscheinigen Gründen nicht zugelassen. Als ihr Mann Malte 1948 heimkehrte, verabschiedete sich Magdalene endgültig aus dem Bäckerhandwerk und kümmerte sich um die Familienangehörigen. 1969 zog sie nach Berlin und starb dort 1999.

Frieda Finck, die seit ihrem 39. Lebensjahr alleinstehend war, wohnte bis an ihr Lebensende 1969 in ihrem Haus am Paradeplatz, heute Rudolf-Breitscheid-Straße 13. Die drei Kinder ihrer Tochter Elisabeth wurden bei ihr groß.

Mit „Omi Finck“ konnten sie ihre Sorgen teilen. Sie brachte alles wieder ins Lot.

Renate, Peter und Dietrich und auch Magdalenes Sohn Joachim liebten ihre emanzipierte Oma, vor der sie viel Respekt hatten. Mit „Omi Finck“ konnten sie ihre Sorgen teilen. Sie brachte alles wieder ins Lot. So erinnert sich Enkelin Renate daran, wie sie als junges Mädchen nach einem Streit mit der Mutter zu Oma Frieda rannte. Die strich ihr über das Haar und meinte nur: *„Du musst die Menschen so nehmen, wie sie sind. Und deine Mutter, die ist eben so.“* Frieda war froh, die Kinder und Enkelkinder um sich zu haben: *„Sonst säße ich allein drüben in der Spittelstube“*, soll sie augenzwinkernd gesagt haben. Mit einer gesunden Portion Frohsinn und Disziplin hatte sie ihr Leben angepackt und all das festgehalten, bewahrt und weitergegeben, was ihr als Vermächtnis anvertraut wurde.

Wilhelm und Frieda Finck (rechts neben der Tür) mit ihren Angestellten vor ihrem Geschäft am Paradeplatz.

5

Helene Gentz

Helene Gentz | 1835 – 1894 | Ehefrau des Unternehmers Alexander Gentz

Die stolze Hamburgerin

Helene Gentz war eine geborene Hamburgerin, ihr Vater der bekannte und legendäre Verlagsbuchhändler Julius Campe, seit 1823 Inhaber der bedeutenden Firma Hoffmann und Campe. In seinem Verlag erschienen viele Schriften der Bewegung Junges Deutschland, namentlich von Heinrich Heine, Ludwig Börne und Hoffmann von Fallersleben. Julius Campe war ein fester, über alle Vorurteile erhabener Geist, ein Mann, der jeden Prunk und Firlefanz ablehnte.

Helene hatte von ihrer Mutter Christina Magdalena Catharina geb. Dühring aus Meldorf echtes Friesenblut in den Adern. Schon als junges Mädchen nahm sie das Leben sehr ernst. Aufgewachsen in einem Elternhaus, das zu den besten und niveauvollsten Hamburgs gehörte, stellte sie an ihre Mitmenschen und an sich selbst hohe Ansprüche.

Ihre Mutter verlor Helene Campe früh, ihre häusliche Erziehung war daher eher bescheiden. Dafür tat sie sich durch andere bemerkenswerte Züge hervor. Sie war von tiefempfindender Natur, geistreich, begabt und interessierte sich für alles Schöne. Im Haus ihres Vaters verkehrten bekannte Männer der Kunst und Literatur. Es herrschte ein fröhlicher, ungezwungener, aber doch feiner Ton. Das blieb nicht ohne Wirkung auf das junge Mädchen. Sie liebte deutsche und fremde Literatur, Theater und Gesang. Noch in Neuruppin war ihr der Gesangsverein eine der liebsten Abwechslungen im Kleinstadteinerlei. Französisch sprach sie wie ihre Muttersprache. Sorglos wuchs sie in reichem Hause auf. Für Arme und Hilfsbedürftige aber hatte sie ein offenes Herz.

Sie war geistreich, begabt und interessierte sich für alles Schöne.

Bei einem Sommeraufenthalt in Helgoland lernte sie den damals etwa dreißigjährigen Alexander Gentz kennen. Er war der Sohn des

Neuruppiner Unternehmers Johann Christian Gentz und mittlerweile selbst Kaufmann. Durch den Einfluss seines Bruders Wilhelm Gentz hatte auch er besondere Begabungen und Neigungen für Kunst und Wissen entwickelt. Sein großes Vermögen erlaubte ihm, den schönen Dingen des Lebens nachzugehen. Kurzum: Alexander und Helene hatten viele gemeinsame Interessen, wurden ein Paar und heirateten noch im gleichen Jahr, 1856. Helenes Lebensernst spiegelte sich in ihren Brautbriefen wieder. Bei aller Zuneigung zu Alexander kein Wort blinder Verliebtheit. Sie wollte *„der Lebenskamerad“* ihres Verlobten werden, *„seine Mitkämpferin, von der er einst Rechenschaft fordern soll, ob es ihr gelungen ist, ihr Vorhaben durchzuführen.“*

Das Verhältnis zwischen Helenes Vater und Alexander war leider wenig erfreulich. So gab er Helene bei der Heirat nur 10.000 Mark Mitgift mit, obgleich er für sie nicht einmal eine volle Aussteuer kaufen musste, da Alexander bereits ein voll ausgestattetes Heim in Neuruppin besaß.

Alexander Gentz

Nicht desto trotz fand sich Helene Gentz in ihren neuen Wirkungskreis hinein: in den selbstständigen Haushalt und das Leben in der Kleinstadt. Unter ihrem und ihres Mannes Einfluss entwickelte sich ein reiches geistiges Leben im Gentzschen Hause. Die Schriftstellerin Fanny Lewald und ihr Gatte Adolf Stahr, der Dichter Theodor Fontane, Musiker wie Carl Albert Loschhorn, Maler wie Fritz Werner, Bildhauer wie Max Wiese waren oft und auf lange Zeit ihre Gäste. Sie förderten junge, aufstrebende Talente und unterstützten sie zum Teil auch finanziell.

Anderen Freude zu bereiten und hilfsbedürftige Menschen zu unterstützen war Helene ein Herzensbedürfnis.

Die reiche junge Hamburgerin kam nach Neuruppin. Ein gar harter Wechsel. In Neuruppin war man gespannt, was für eine Frau Alexander Gentz mitbringen würde. Die Stadt hatte damals etwa 10.000 Einwohner, lag abseits von jedem größeren Verkehr; Anschauungen und Lebensart waren eher kleinstädtisch. Helenes zurückhaltende Friesennatur, ihre Abstammung und ihr feiner Geist gefielen nicht. Sie gab sich auch nicht viel Mühe, sich der Gesellschaft in ihrer neuen Heimat anzupassen. Helene urteilte scharf und mied, wie sie selbst sagte *„das Zusammensein mit Menschen, von denen man weiter nichts als Klatschereien hat.“*

Anderen Freude zu bereiten und hilfsbedürftige Menschen zu unterstützen blieb Helene ein Herzensbedürfnis. Der Mutter Theodor Fontanes, die eine große Blumenfreundin war, besetzte sie die Fenster mit Hyazinthen. Anderen spendete sie Kuchen, Wein und andere Lebensmittel. Besonders am Heiligabend bedachte sie viele Menschen mit ihren Gaben.

Unruhe, rauschende Feste, auswärtige Gesellschaften waren nichts für Helene Gentz. Am wohlsten fühlte sie sich bei ihrer Familie. Sieben Kinder gingen aus der Ehe von Alexander und Helene hervor, fünf Jungen und zwei

Der Tempelgarten 1855. Vermutlich vorn Alexander Gentz mit zwei seiner Kinder, hinten Helene mit Schwiegervater Johann Christian Gentz.

Mädchen. Ihrer Erziehung widmete sie sich mit großer Sorgfalt, dabei einfach und streng, kein Verwöhnen, stets auf geistige Entwicklung bedacht. Sie achtete darauf, mit wem ihre Kinder verkehrten und steuerte Begegungen mit anderen Mädchen und Jungen, von denen sie sich einen günstigen Einfluss auf die eigenen Kinder erhoffte. Um so härter traf es sie, als drei ihrer Söhne kurz nacheinander starben, Bruno 1875 mit 17 Jahren, Arnold 1876 mit 9 Jahren und Erwin 1877 mit 12 Jahren.

Alexander hätte keine bessere Lebenskameradin finden können. Trotz der Sorge um die Kinder war sie bei seiner häufigen Abwesenheit von Ruppin seine beste Stellvertreterin. Fast ein Drittel des Jahres war Alexander auf Reisen, als Geschäftsmann im Torf- und Bankwesen, später als Gutsherr von Gentzrode. Helene regelte in Neuruppin so gut es ging die Geschäfte. Sie selbst hatte wenig Ansprüche. Auf Reisen und in Bädern war sie nur, als es die Krankheit ihres Sohnes Bruno erforderte. Gegen Geschenke wie Pelze und kostbare Kleider wehrte sie sich energisch. Zu festlichen Veranstaltungen in Berlin nahm Alexander später seine Tochter Hedwig mit, die an den gehobenen Gesellschaften mehr Freude hatte als ihre Mutter. So begleitete Tochter Hedwig ihren Vater 1875 zur Denkmalseinweihung nach Hakenberg und nahm am Festessen mit dem Kronprinzen teil. Seine Frau hingegen musste er mehrmals rügen, da sie in ihrer Sparsamkeit für ihre Wege den Omnibus von Neustadt benutzte anstatt sich den Landauer vorfahren zu lassen.

Der Rückgang im Torfgeschäft brachte die Familie in ernste finanzielle Schwierigkeiten. Helene versuchte, ihren Mann mit allen Kräften zu unterstützen. Obwohl Alexander Gentz ein gewiefter Unternehmer und Bankier war, musste er mit dem Torfgeschäft 1880 Konkurs anmelden. 1883 wurde er infolgedessen zu ei-

ner Haftstrafe verurteilt, die er kurz darauf antreten musste. Helene verschaffte ihm im Gefängnis alle nur möglichen Erleichterungen, die die Hausordnung hergaben. Sie scheute keine Unannehmlichkeiten, auch nicht das Gerede der Leute, wenn sie ihrem Mann das Essen bis ans Gefängnistor brachte. Sie schrieb ihm: „*Ich bitte dich, dich recht stark zu machen. Wir tuen es auch, uns zu erhalten Deine innere Stärke und Widerstandskraft*“. Treu stand ihr in dieser Zeit ihr Schwiegersohn Döring, der Ehemann von Hedwig zur Seite und richtete sie in seinen Briefen aus Karlsruhe immer wieder auf.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis hatte ihn sein ehemaliger Geschäftspartner, die Deutsche Bank in Berlin, als technischen Beirat bei der Torfgewinnung angestellt. Alexander dachte aber bereits über neue Unternehmungen nach. 1886 verlässt er mit seiner Familie seine Vaterstadt Neuruppin und baut sich mit dem aus dem Konkurs geretteten Vermögen seiner Frau eine neue Existenz mit einer Fischräucherei in Stralsund auf. Helene Gentz, die niemals große Freude am Kochen gehabt hatte und derartige Arbeit nicht gewohnt war, leitete die Fischküche. Sie scheute keine Mühe, um ihrer Familie wieder aufzuhelfen.

Ein schlichtes Häuschen an der Eisenbahnbrücke nach Rügen, von einem schönen Garten eingeschlossen, wird ihr neues Zuhause. Es folgen zwei Jahre eines beschränkten, doch von Erfolg begleiteten Schaffens. Alexander findet Zeit, sich von der Unruhe und Hast seines Lebens auszuruhen. Helene kann alle Sorgen von sich abstreifen. Am 3. Juli 1888 rafft Alexander ein Blutsturz dahin. Er ist 62 Jahre alt. Sein Sohn Robert übernimmt die Fischräucherei. Helene Gentz stirbt in Stralsund 1894 mit 59 Jahren.

6

Emilie Fontane | 1797 – 1869 | Mutter von Theodor Fontane

Überlegen, aber unterschätzt

Nahezu dreißig Jahre lebte Emilie Fontane in Neuruppin, zuerst acht Jahre von 1819 bis 1827 und dann wieder nach der Trennung von ihrem Mann, von 1847 bis 1869. Wer über die Mutter des großen Dichters Auskunft geben möchte, der beginnt am besten mit Theodor Fontanes später Einsicht: „*Erst in meinen alten Tagen ist mir der Sinn für ihre Superiorität (Anmerkung des Autors: Überlegenheit) aufgegangen. Als ich selber noch jung war, erschien mir vieles in ihrer Haltung, besonders meinem Vater gegenüber, zu hart und zu herbe, später indes habe ich einsehen gelernt, wie richtig alles war, was sie tat, vor allem auch, was sie nicht tat, und beklagte jetzt jeden gegen sie gehegten Zweifel. Sie war dem ganzen Rest der Familie, der damaligen wie der jetzigen, weit überlegen, nicht an sogenannten Gaben, aber an Charakter, auf den doch immer alles ankommt. Ihre ganze südfranzösische Heftigkeit, die mitunter geradezu ängstliche Formen annahm, war vielleicht nicht immer zu billigen, aber doch schließlich nichts anderes als eine beneidenswerte Kraft, sich über Pflichtverletzung und unsinnige Lebensführung tief empören zu können, und ich muß es als ein großes Unglück ansehen, daß diese mir jetzt klar zutage liegenden Vorzüge von uns allen zwar immer gewürdigt, aber in ihrem vollen Wert und Recht nie ganz erkannt wurden.*“

Fast alles, was wir über Emilie Fontane wissen, beruht auf einer einzigen Quelle: dem autobiographischen Roman Meine Kinderjahre, den Theodor Fontane im Herbst und Winter 1892 als 73-Jähriger geschrieben hat. Mit diesen Erinnerungen an seine Kindheit hatte er sich nach einer Depression – auf Anraten seines Arztes – einer leichteren Aufgabe zugewandt. Und in der Tat scheint dieses Abtauchen in die eigene Vergangenheit und in die seiner Familie heilsam gewesen zu sein.

Für die heutigen Fontaneforscher und Fontane-Liebhaber ist das Buch ein schier unerschöpflicher Quell, tief in die Familiengeschichte und in die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Zeit, Anfang des 19. Jahrhunderts, einzutauchen. Es war die Zeit nach den napoleonischen Kriegen, die in der gängigen Geschichtsschreibung als Befreiungskriege, seltener als Freiheitskriege eingegangen sind. Durch die immensen gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen hatten Adel und Kirche an Bedeutung verloren und viele überlieferte Werte waren ins Wanken geraten. Das galt auch für die Familie.

Im politischen Leben jener Zeit spielten Frauen überhaupt noch keine Rolle, wohl aber im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der gehobenen Stände. Die meisten Frauen aber waren – wie es ein englisches Magazin noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts konstatierte – für ihre Männer kaum mehr als „*gehobene Dienstboten*“. Pointiert zugespitzt stellte die Verfasserin eines Artikels fest: „*Die Frau ist die Sklavin ihres Eherings.*“ Ob diese Auskunft auch für die Eltern von Theodor Fontane galt, mag jeder selbst beurteilen.

Die Mutter Emilie Fontane stammte wie der Vater Louis Henri aus einer hugenottischen Familie; und beide gehörten zur „Französischen Kolonie“ in Brandenburg-Preußen – und doch konnten sie verschiedener nicht sein. Emilie Fontane war die Tochter eines wohlhabenden Seidenkaufmanns. Als sie Louis Fontane kennenlernte, war sie bereits einige Jahre Vollwaise und lebte in einem angesehenen Pensionat. Es scheint so etwas wie Liebe auf den ersten Blick gewesen zu sein, denn schon bald darauf fanden die Verlobung und wenig später die Hochzeit statt.

Theodor Fontane beschreibt seine Mutter als „*…eine schlanke zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtlos und ganz Charakter…*“ und über den Vater heißt es, er sei ein „*humoristischer, umgänglicher Visionär, Phantast, Plauderer und Geschichtenerzähler*“.

Die Sympathien und die Hauptaufmerksamkeit – auch des alten Theodor Fontane – gelten immer dem Vater. Der liebte einen luxuriösen Lebensstil, rassige Pferde und das Glücksspiel. Leisten konnte er sich das freilich nicht. Aber eben dieses Versagen im praktischen Leben nötigte Emilie Fontane eine prosaische Existenz auf. Schon wenige Jahre nach ihrer Eheschließung begann sie ihre Entscheidung zu bereuen. Und diese Reue steigerte sich zu einer Bitterkeit, an der die Ehe schließlich zerbrach.

Emilie Fontane geb. Labry mit 20 Jahren.

Diese ihre herben Züge wurden ihr später in Schriften über das Familienleben der Eltern Theodor Fontanes vorgeworfen. Die Schriftstellerin Ricarda Huch beklagte ihre „*trostlose Nüchternheit*“. Doch sie ließ ihr auch Gerechtigkeit widerfahren, denn sie bemerkte auch, dass es das ausschweifende Leben ihres Mannes war, der Emilie Fontane zwang, einen Teil ihrer Persönlichkeit zu zügeln und zu unterdrücken: „*Aus ihrem ganzen Verhalten dem Manne gegenüber geht hervor, wie leidenschaftlich sie ihm, bewußt oder unbewußt zürnte, daß er es ihr unmöglich machte, ihre weibliche Natur zu entfalten.*“

Nach Auskunft Theodor Fontanes ließ sie es gelegentlich anklingen. Dann beispielsweise, wenn im Familienkreise das Gespräch auf die Reisen des Vaters kam. Dann kommentierte sie spöttisch die Liebesbriefe, die sie als junge Frau von ihm

“…eine schlanke zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtlos und ganz Charakter…“

erhalten hatte: „*Ihr müßt nämlich wissen, Kinder‘, so hieß es dann wohl, ‚ich habe noch eures Vaters Liebesbriefe, so was Hübsches hebt man sich auf, und einen kann ich sogar auswendig, wenigstens den Anfang. Dieser kam aus Eisleben, und darin schrieb er mir: Ich bin hier heute nachmittag angekommen und habe ein recht gutes Quartier gefunden. Auch für den Schimmel, der sich vorn etwas gedruckt hat. Aber davon will ich Dir heute nicht schreiben, sondern nur davon, daß dies der Ort ist, wo Martin Luther am 10. November 1483 geboren wurde, neun Jahre vor der Entdeckung von Amerika… Da habt ihr euren Vater als Liebhaber. Ihr seht, er hätte einen Briefsteller herausgeben können.‘ Dies alles war seitens meiner Mutter nicht bloß ziemlich ernsthaft, sondern leider auch bitter gemeint; sie litt darunter, daß mein Vater, sosehr er sie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte.*“ Und dieser Vater „verharrte“ auch nach der Trennung 1847 „*bis zu seiner letzten Lebensstunde… in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen sein Schicksal war*“.

Dass Theodor Fontane in seinem Roman Meine Kinderjahre so häufig für den Vater Partei ergreift, lag wohl an ihrer engen Seelenverwandtschaft von Vater und Sohn. Auch viele Züge des großen Dichters gehen unmittelbar auf den Vater zurück, seine Beobachtungsgabe ebenso wie seine Lust am Anekdotischen. Und vor allem seine Bonhomie, seine Menschenliebe und Humanität. Schon dem Vater war jeder Mensch ein Mensch und so war er, wie Theodor Fontane später hervorhob, „*der Abgott armer Leute*“.

Emilie Fontane registrierte das alles sehr wohl – aber keineswegs wohlwollend: „*… meine Mutter war zu sehr anders geartet, um durch seine gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten umgestimmt oder erobert werden zu können, ihr war die*

Die Löwenapotheke, das Geburtshaus Theodor Fontanes, aus der Zeit vor der Umgestaltung im Jahr 1932.

Sache gerade dann am widerstrebendsten, wenn sie ins Leichte und Heitere gezogen werden sollte. ‚Was ernst ist, ist eben nicht heiter.‘ Übrigens bestritt sie ihm nicht, dass er, als glücklicher Humorist, es immer verstanden habe, die Leute auf seine Seite zu ziehen, setzte dann aber hinzu ‚leider‘.“

Diese beiden Menschen, Emilie und Louis Fontane, Vater und Mutter, passten einfach nicht zueinander. 30 Jahre hielten sie es miteinander aus und mehr wird es viele Jahre nicht gewesen sein als einander-auszuhalten. Dann trennten sich ihre Wege – ein Jahr nach ihrem dreißigsten Hochzeitstag, nach der „*Feier des dreißigjährigen Krieges*“ wie die Kinder spöttisch bemerkten.

Heute wissen wir, dass die in der Literatur so oft gescholtene Mutter einen nicht unerheblichen Anteil an der Entwicklung Theodor Fontanes zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Dichter des 19. Jahrhunderts hatte. Wäre er allein nach dem bewunderten Vater geraten, wäre er vielleicht ein amüsanter Unterhalter und wohlgelittener Plauderer in den Salons geworden. Alle Kunst aber verlangt auch Strenge, Disziplin und Gestaltungswillen. Und genau diese Eigenschaften waren das Erbteil seiner Mutter.

Martha Remer an der Tür zum Boudoir, April 1911.

Martha Remer | 1878 – 1950

Weit mehr als eine Muse

Martha Remer dürfte den meisten Neuruppinern unbekannt sein. Literaturfreunde haben vielleicht hier und da schon einmal etwas von ihrem Mann, Paul Remer, gelesen, aber selbst das ist sehr unwahrscheinlich. Warum aber sollte man sich dann mit Martha Remer beschäftigen? Zunächst einmal, weil sie und ihr Mann ein Haus bauen ließen (oder sollte man doch besser bauten sagen?), das einen legendären Ruf genießt: Haus Molchow. Über dieses Haus wiederum gibt es nur ein einziges Buch, geschrieben von dem finnischen Autor Teppo Jokinen. Der Titel: Haus Molchow – Geschichte eines verschwundenen Hauses. Und just in diesem Buch gibt es zahlreiche Fotos von Martha Renner, die vielleicht eindrucksvoller von ihrem Leben erzählen als alle Worte. Teppo Jokinens Beschreibung der Persönlichkeit und der Rolle Martha Remers klingt jedenfalls eher schablonenhaft: *„Martha Remer war eine geistig anregende, hochgebildete, sehr individuelle und humorvolle Frau, deren Intelligenz das Leben in Haus Molchow einzigartig prägte.“* In der Tat sind die Informationen über das Leben Martha Remers eher spärlich. Damit teilt sie das Schicksal vieler bedeutender Frauen, die entweder im Schatten ihrer Männer standen oder schlicht durch eine männlich geprägte Geschichtsschreibung „übersehen“ und übergangen wurden. Haus Molchow aber dürfte – neben den oben erwähnten Fotos – die profundeste Auskunft über Bauherrin und Bauherr geben; vielleicht war das Haus so etwas wie Architektur gewordene Seelenlandschaft seiner Bewohner.

Das Leichte, das Fortschrittliche, das Elegante, das Mondäne, das Schwebende und Humorvolle, das alles verkörperte Martha Remer.

Zunächst einmal aber nur die rohen Daten ihres Lebens: Martha Schütt, so ihr Mädchenname, kam mit ihrem Zwillingsbruder Konrad am 23. September 1878 zur Welt. Ihr Vater, Friedrich Wilhelm Schütt, war zunächst Bäckermeister und später einer der erfolgreichsten Mehlgroßhändler in der Millionenstadt Berlin. Um 1870 ließ er in Berlin-Moabit die seinerzeit größte Dampfmühlenanlage Deutschlands errichten. Martha Remer wuchs also in äußerst wohlhabenden Verhältnissen auf. 1901 heiratete sie den 12 Jahre älteren Paul Remer, der zur Jahrhundertwende in Berlin ein

1908. Hauptfassade von Haus Molchow.

bekannter Lyriker und Literaturkritiker war und zu der Zeit die Kulturredaktion der neugegründeten illustrierten Zeitung Die Woche leitete. 1901 starb Martha Remers Vater. Martha und ihr Bruder Konrad erbten dadurch ein beträchtliches Vermögen und die Mühlenanlage Neumühle am Molchowsee samt Landschaftsgarten. Dieses Anwesen hatte der Vater 1897 erworben und sich als Alterssitz auserkoren. Martha, ihr Mann und ihr Bruder nutzen das Anwesen zunächst als Sommerresidenz. In dieser Zeit schien der Gedanke gereift zu sein, ein eigenes Haus nach eigenen Vorstellungen bauen zu wollen. Die Märkische Zeitung schrieb im Januar 1905: *„Die Neue Mühle haben zwei Geschwister Schütt übernommen; das Mühlengeschäft wird nach alter Weise fortgeführt. Im Walde nach Molchow hin soll vor dem Wieseneinschnitt eine Villa im nächsten Sommer erbaut und der ganze Wald zu Gartenanlagen errichtet werden“.*

Für den Entwurf und Bau dieser Villa engagierten Martha und Paul Remer ein finnisches Architektenduo, das zu jener Zeit den Hauptbahnhof von Helsinki plante und baute: Eliel Saarinen und Herman Gesellius. Sie gehörten um die Jahrwundertwende zu den bedeutendsten finnischen Architekten und waren zu dieser Zeit prägend für den sogenannten nationalromantischen Baustil, der wahrscheinlich vor allem Paul Remer ansprach. Ein zeitgenössischer Architekturkritiker lobte an Haus Molchow, dass sich in diesem Gebäude *„moderne Kunstgedanken und weltstädtischer Komfort, germanische Sehnsucht nach großen monumentalen Formen und die reife Lebens- und Wohnkultur der Nordländer“* begegneten. Der Tonfall des Kritikers wie die Architektur selbst entsprachen dem Zeitgeist der Jahrhundertwende: dieses noch flirrende Unbestimmte zwischen rasanter Modernisierung und dem Festhalten(-wollen) an Traditionen. Und es entsprach den so verschiedenen Persönlichkeiten von Martha und Paul Remer. Er, der knorrige, bodenständige und zugleich sensible und gütige Mecklenburger und sie, die in der pulsierenden Weltstadt Berlin aufgewachsene Tochter eines erfolgreichen Unternehmers. Das Leichte, das Fortschrittliche, das Elegante, das Mondäne, das Schwebende und Humorvolle, das alles verkörperte Martha Remer und spiegelt sich architektonisch vor allem im Innern des Hauses wider. Von außen wie eine Burg, eine Festung wirkend, ist Haus Molchow im Innern hell und weitläufig. Und doch ergeben, trotz aller Widersprüchlichkeiten, das Innere und das Äußere des Hauses eine harmonische Einheit. Teppo Jokinen merkt in seinem Buch an, dass der *„gedankliche Austausch mit ihrem Mann über die Planung des Hauses, dessen Inneneinrichtung und die Kunstwerke, …wohl die Grenzen der damals üblichen Frauenrolle weit überschritten haben wird“*. Was wiederum

Martha und Sabine auf der Mauer des Vorgartens, 1910.

Martha Remer, April 1911.

dann nicht verwundert, wenn man bedenkt, dass diese nach heutigen Maßstäben millionenteure Villa weitgehend aus dem Erbe Martha Remers finanziert wurde.

Martha Remer war eine selbst- und standbewußte Frau. Ihr, auf den Fotos häufig erkennbares, monalisahaftes, geheimnisvoll hintergründiges Lächeln zeugt von ihrer Souveränität. Mit Vorliebe scheint sie in verschiedene Rollen geschlüpft zu sein: wenn sie einen Zylinder als Kopfbedeckung trägt, dann wirkt das wie ein ironischer Kommentar zu ihrem eigenen Dasein und zu ihrer Rolle als traditionelle Hausherrin. Denn sie trägt ihn nicht nur beim Ausritt sondern auch, wenn sie mit dem Fahrrad das weitläufige Anwesen begutachtet. Und wenn sie sich mit ihrer Tochter Sabine, die im Jahre 1902, ein Jahr nach der Hochzeit geboren wurde, fotografieren lässt, sitzt sie lässig auf einer Mauer des Vorgartens. Martha Remer war – da bedarf es keiner großen Spekulation – die Seele des Hauses. Aber sie lebte auch in privilegierten Verhältnissen. Oder – wie Teppo Jokinen es ausdrückt: *„Das Leben der Remers in Haus Molchow vor dem Krieg scheint das sorglose Leben einer Familie ihres Standes des spätwilhelminischen Deutschlands gewesen zu sein.“*

Abseits gelegen war das Haus Molchow wohl, aber von Einsamkeit konnte wohl kaum die Rede sein. Wenn die Familie auch die Abgeschiedenheit suchte und zu schützen versuchte, kamen doch zahllose Gäste in all den Jahren. Ausflüge und Kostümfeste boten Martha ebenso Abwechslung wie der ausgelassene Umgang mit den von ihr geliebten Tieren.

Eine Idylle – für ein paar Jahre. Denn die soziale und geistige Widersprüchlichkeit jener Zeit vor dem ersten Weltkrieg, die das Remersche Anwesen architektonisch so konsequent zum Ausdruck brachte, war eben auch dem Zeitgeist geschuldet, der Ungleichzeitigkeit so verschiedener Lebens- und Denkweisen. Auch das führte die „nervöse Großmacht“, das Deutsche Reich, in die Katastrophe des 1. Weltkrieges – mit all seinen Folgen. Paul Remer fand nach Ausbruch des Krieges eine Anstellung im Propagandaministerium und arbeitete für die Deutsche Kriegswochenschau, eine Zeitschrift, die den Hurrapatriotismus jener Zeit befeuerte. In Haus Molchow wurden Soldaten einquartiert, die auf Genesungsurlaub waren.

Nach dem Krieg widmete sich Paul Remer vor allem der Förderung junger Autoren. Durch die Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre verlor die Familie einen Teil ihres Vermögens; an das sorglose Leben der Vorkriegszeit konnte auch sie nicht mehr anknüpfen. Das prachtvolle Haus Molchow wurde verkauft und die Remers zogen nach Berlin in das Haus der Familie Schütt. Paul Remer starb dort 1943. Martha Remer kehrte nach dem Tod ihres Mannes zurück nach Neumühle zu ihrem Zwillingsbruder Konrad. Als nach Ende des 2. Weltkrieges Russen das Gebäude besetzten, zog sie erst ins Dorf Molchow, später nach Alt Ruppin. Dort starb Martha Remer im Jahr 1950.

Martha Remer vor Haus Molchow. Farbfoto: Paul Remer, Anfang 1910er Jahre.

8

1985. Christine Peckermann und ihre Mutter Irmgard Kasperzik hinter dem Ladentisch im Spielwarengeschäft.

Minna Schmutzler 1858 – 1901 | Margarethe Schotte 1889 – 1960 | Irmgard Kasperzik 1921 – 2002 | Christine Peckermann geb. 1956

Vier Frauengenerationen vom Spielwarengeschäft

Ihre Geschichte beginnt in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als 1849 Carl Schmutzler und 1858 Minna Müller in Zerbst geboren wurden. Wie und warum die beiden nach Neuruppin kamen, ist nicht überliefert. Sie heirateten jedoch hier am 1. März 1881. Am 24. März 1881, drei Wochen nach der Hochzeit, gründete Carl Schmutzler in Neuruppin das Geschäft einer Tapeten-, Linoleum-, Wachstuch-, Rouleaux-, Papier- und Schreibwarenhandlung. Es befand sich in der damaligen Friedrich-Wilhelm-Straße 42, zwei Häuser weiter vom heutigen Spielwarengeschäft, Karl-Marx-Straße 44. Carl und Minna Schmutzler hatten zwei Töchter. Die ältere hieß Else, die jüngere Margarethe.

Die jüngere Tochter, Alma Margarethe Schmutzler, kam am 26. April 1889 in Neuruppin zur Welt. Kurz darauf kaufte Carl Schmutzler das Haus in der Friedrich-Wilhelm-Straße 44 und die Familie zog mit Geschäft und Wohnung dorthin um. Als die Mutter 1901 starb, war Margarethe zwölf Jahre alt. Vater Carl blieb mit seinen zwei Töchtern allein zurück. Geheiratet hat er nicht noch einmal.

Margarethe wuchs im Geschäft des Vaters heran. Mit 27 Jahren heiratete sie 1918 den Oberingenieur Ernst Moritz Schotte vom Jahrgang 1885. Margarethe zog mit ihm nach Berlin, wo seine Eltern wohnten und er als Erster Oberingenieur in einem technischen Betrieb in Berlin-Schöneweide arbeitete.

Carl Schmutzler führte indes das Geschäft in Neuruppin. Noch waren Tapeten, Linoleum und Schreibwaren sein Hauptgeschäft. Ein kleines Kindermalheft gehörte bereits zum Sortiment. Der Anfang vielleicht für den späteren Spielwarenhandel. Außerdem hatte Carl Schmutzler einen eigenen kleinen Ansichtskartenverlag.

Eröffnet wurde das Geschäft 1881 in der ehemaligen Friedrich-Wilhelm-Straße 42.

1889 zog Carl Schmutzler mit dem Geschäft in die Friedrich-Wilhelm-Straße 44.

1927 ließ Ernst Schotte das Haus umbauen. Es bekam in der Mitte ein großes umgehbares Schaufenster und im Obergeschoss einen schmückenden Erker.

1921 wurde Irmgard Schotte in Berlin geboren, die Tochter von Margarethe und Ernst. Irmgard blieb das einzige Kind der Familie. Als zwei Jahre später, 1923, Carl Schmutzler in Neuruppin an Asthma starb, kehrte Tochter Margarethe mit Mann und Kind nach Neuruppin zurück. Sie erbte Haus und Geschäft und Schwester Else den Garten an der Neustädter Straße.

Ernst Schotte und seine Frau Margarethe stellten das Geschäft maßgeblich auf Spielwaren um. 1924 trat Ernst Schotte dem Verband Vedes bei, der Genossenschaft der Spielwarenfachgeschäfte. Schreibwaren gehörten weiterhin zum Sortiment. Auch der Ansichtskartenverlag von Carl Schmutzler blieb erhalten.

Ernst Schotte ließ das Haus 1927 umbauen. Bis dahin hatte es einen Mitteleingang mit zwei Schaufenstern rechts und links und einen seitlichen Hauseingang. Jetzt bekam es in der Mitte ein großes umgehbares Schaufenster. Dahinter erst gelangte man ins Geschäft. So blieb es bis 1991. Schotte ließ außerdem an der Wohnung im Obergeschoss einen schmückenden Erker anbringen. Und er baute in Wohnung und Geschäft eine Zentralheizung ein. Ein Novum zur damaligen Zeit. Da das Geschäft nicht sehr groß war, konnten es Ernst und Margarethe zu zweit bewältigen. Sie kauften ein, kontrollierten den Wareneingang, packten aus, verkauften, rechneten ab. Tochter Irmgard wuchs heran und absolvierte in Rostock im Geschäft bei Verwandten eine Kaufmannslehre.

Im Dezember 1938 ließen sich Ernst und Margarethe nach 20 Jahren Ehe scheiden. Tochter Irmgard war jetzt 17 Jahre alt. Die Eltern schlossen mit der Scheidung eine Vereinbarung ab, die unter anderem vorsah, dass Margarethe und Tochter Irmgard bis zum 1. April des folgenden Jahres das Haus zu verlassen hatten. Am 31. März 1939 waren sie auf dem Weg zu ihren Verwandten nach Rostock, als am gleichen Tag Ernst Schotte im Auto einen Schlaganfall erlitt und tödlich verunglückte.

Margarethe und Irmgard erhielten die Nachricht noch auf der Fahrt und kehrten sofort nach Neuruppin zurück. Das Geschäft zu übernehmen, erwies sich schwieriger als gedacht. Immerhin war Margarethe geschieden und keine Erbin mehr und ihre Tochter noch nicht volljährig. Letztendlich bekamen sie die Genehmigung, das Geschäft zu führen.

Die Vedes-Genossenschaft half ihnen. Das Geschäft war vom Vater her verschuldet. Geld zum Wareneinkauf war nicht da. Der Verband organisierte, dass dennoch regelmäßig Spielwaren geliefert wurden, die die Frauen aus dem Erlös des Verkaufes bezahlen konnten. Zinsen fielen nicht an. Zwei Frauen hatten die Geschäftsleitung übernommen. Im gleichen Jahr brach der Krieg aus.

Am 15. März 1943 mussten Margarethe und Irmgard per Gesetz des Geschäft schließen. Margarethe war zu dieser Zeit 54 Jahre, Irmgard 22 Jahre alt. In einem Schreiben des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Landeswirtschaftsamt für den Wirtschaftsbezirk Mark Brandenburg vom 5. März 1943 hieß es: *Der totale Krieg bedingt straffste Zusammenfassung aller Kräfte in der gewerblichen Wirtschaft. Um Arbeitskräfte zur Durchführung kriegswichtiger Aufgaben zu gewinnen sowie Kohle, Energie, Raum und Dienstleistungen aller Art einzusparen, müssen alle Betriebe des Handels, die zur Erfüllung von Aufgaben der Kriegswirtschaft oder zur Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung nicht unbedingt erforderlich sind, geschlossen werden.*
Stillegungstermin: 15.3.1943

Carl und Minna Schmutzler im Jahre 1880.

Die Frauen hatten ein Waren- und Lieferantenverzeichnis einzureichen und Vorschläge, wohin der Bestand verkauft werden könnte. Laut „Verordnung zur Freimachung von Arbeitskräften für den kriegswichtigen Einsatz“ war Tochter Irmgard verpflichtet, sich innerhalb von drei Tagen beim Arbeitsamt zu melden. Sie musste unter anderem auf dem Flugplatz Bomben-Trichter zuschütten.

Margarethe schrieb noch am gleichen Tag einen Einspruch, um das Geschäft weiter betreiben zu dürfen. Da sie alleinstehend war, hatte sie keine andere Einkommensquelle. Der Einspruch blieb ohne Erfolg. Die Ware ging an das Kaufhaus Emil Müller in Neuruppin, wahrscheinlich wurde sie dorthin

Margarethe Schotte 1933 mit ihrer Tochter Irmgard.

1962 Irmgard Kasperzik mit Tochter Christine.

verkauft. Im Schmutzler-Geschäft lagerte die Regierung Teppiche aus einem großen Berliner Kaufhaus ein.

Sofort nach Kriegsende beantragte Margarethe Schotte die Wiedereröffnung des Geschäftes. Das wurde ihr mit Bescheinigung vom 21. Mai 1945 vom Landrat bewilligt. Beim Beschaffen neuer Ware half 1945 erneut die Spielwarengenossenschaft Vedes. Außerdem aktivierten die Frauen ihre Kontakte zu Spielwaren-Herstellern in Thüringen und im Erzgebirge. Schreibwaren wurden nicht mehr angeboten.

Ab August 1947 erlebten Margarethe und Irmgard dunkelste deutsche Geschichte. Irmgard, 26 Jahre alt, wurde vom sowjetischen Militär abgeholt und in Bautzen interniert. Sie wusste weder warum, noch für wie lange. Erklärungen gab es nicht. Ihre Mutter wusste lange Zeit nicht, ob ihre Tochter noch lebte. Irmgard erlebte indes die schlimmsten Jahre ihres Lebens. Sie wurde gefoltert, verhört, lebte unter menschenunwürdigen Verhältnissen und wurde in einem Schnellverfahren vom Sowjetischen Militärtribunal in russischer Sprache wegen angeblicher Spionage ohne Chance auf Verteidigung zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt. Von Bautzen aus brachte man sie nach Hoheneck und Sachsenhausen, in Gefängnisse, die 1945 durch die russische Besatzungsmacht übernommen wurden. Erst im Januar 1954 übergab die sowjetische Militärverwaltung das Gefängnis Sachsenhausen an die Justiz der DDR. In diesem Zuge wurden viele Gefangene entlassen – so auch Irmgard. Sie hatte die Wahl, in den Westen zu gehen, entschied sich aber für Neuruppin und ihre Mutter, von der sie hoffte, dass sie noch lebte. In den sechs Jahren und fünf Monaten Gefängnis war nur selten Briefkontakt zugelassen. Bei der Entlassung gab es Auflagen: Irmgard durfte bei Androhung von Strafe mit

Die Weihnachtsdekoration im Schutzler Geschäft war immer etwas Besonderes.

niemandem über die letzten Jahre sprechen. Das machte die seelische Verarbeitung der Ereignisse unmöglich. Sie litt sehr darunter. Erst 40 Jahre später, Mitte der 90er Jahre, konnte Rehabilitierung beantragt werden. Obwohl sich Irmgard den Ereignissen noch einmal stellen musste, wollte sie diesen Schritt gehen. Sie war unschuldig. Das wurde ihr 1994 mit der Rehabilitierungsurkunde bestätigt.

Zurück ins Jahr 1947. Da Margarethe nun allein im Geschäft und im Haus war, stellte sie 1948 eine Haushaltshilfe ein. Die Hausangestellte Elfriede Braun gehörte fortan zur Familie. Sie wohnte mit im Haus, hatte ein eigenes Zimmer und arbeitete später als Verkäuferin mit.

1955, ein Jahr nachdem Irmgard wieder zu Hause war, heiratete sie und hieß nun Kasperzik. 1956 kam Tochter Christine zur Welt. Die Ehe der Kasperziks war nicht von langer Dauer. 1957 ließen sich beide scheiden. Jetzt waren vier Frauen im Haus: Mutter Margarethe, Tochter Irmgard, Enkeltochter Christine und Elfriede Braun.

In der DDR wurde es immer schwieriger, selbstständig zu bleiben und ein privates Geschäft zu führen. Viele Gewerbetreibende hatten ihre Läden aufgegeben oder sind der Volkseigenen Handelsorganisation, kurz HO, beigetreten. Um das Spielwarengeschäft am Leben zu erhalten, trat Margarethe Schotte ebenfalls mit der HO in Verhandlung. 1960

Irmgard Kasperzik (64 Jahre) und Tochter Christine Peckermann (29 Jahre) im Spielwarengeschäft.

schlossen sie einen Kommissionshandelsvertrag ab. Das war die Rettung für das Geschäft. Der Vertrag beinhaltete, dass die von der HO gelieferte Ware bis zum Verkauf Eigentum der HO blieb und die Geschäftsinhaber für die verkaufte Ware eine monatliche Provision erhielten.

Noch im gleichen Jahr starb Margarethe Schotte, geb. Schmutzler, mit 71 Jahren. Ihre Tochter Irmgard Kasperzik war jetzt 39 Jahre alt und führte das Geschäft mit Hilfe von Elfriede Braun weiter. Um die Weihnachtszeit wurden Hilfskräfte eingestellt.
Irmgard war eine freundliche Frau, kannte viele, die in ihren Laden kamen, beim Namen, nahm sich Zeit für einen Plausch mit der Kundschaft. Eine leise Frau. Immer adrett. Und nie fehlte das kleine Hütchen, wenn sie spazieren ging.

Tochter Christine begann eine Lehre als Wirtschaftskauffrau bei der HO in Neuruppin, setzte ihre Ausbildung an der Fachschule für Binnenhandel in Dresden fort und wurde Ökonomin. 1979 heiratete sie und heißt fortan Christine Peckermann. Auch ihre Ehe war nur kurz und wurde 1980 geschieden. Tochter Tanja ging daraus hervor. 1985 übernahm Christine Peckermann mit 29 Jahren das Spielwarengeschäft Carl Schmutzler. Mutter Irmgard war 63 Jahre alt, arbeitete aber weiterhin im Laden.

Es kam das Jahr 1989. Die Wende. Christine Peckermann war 33. Volkseigene Handelsorganisationen und Betriebe wurden abgewickelt. Es war der fünfte Bruch und Neuanfang in der Geschichte der Spielwarenhandlung Schmutzler. Erinnern wir uns: 1923 stirbt Carl Schmutzler, 1939 verunglückt Ernst Schotte, 1943 muss das Geschäft per Erlass schließen, 1960 der Kommissionshandelsvertrag mit der HO, 1989 die politische Wende.

Christine Peckermann fuhr im Januar 1990 mit Mutter und Tochter zur Spielwarenmesse nach Nürnberg und zur Spielwarengenossenschaft Vedes. Während der DDR-Zeit hatte die Mitgliedschaft dort geruht. Erneut half Vedes bei der Beschaffung von Ware und mit langen Zahlungszielen. Der Kommissionshandelsvertrag mit der HO wurde gekündigt, die Ware zurückgegeben. Nur wenige Artikel kaufte Christine Peckermann der HO für den eigenen Bestand ab.

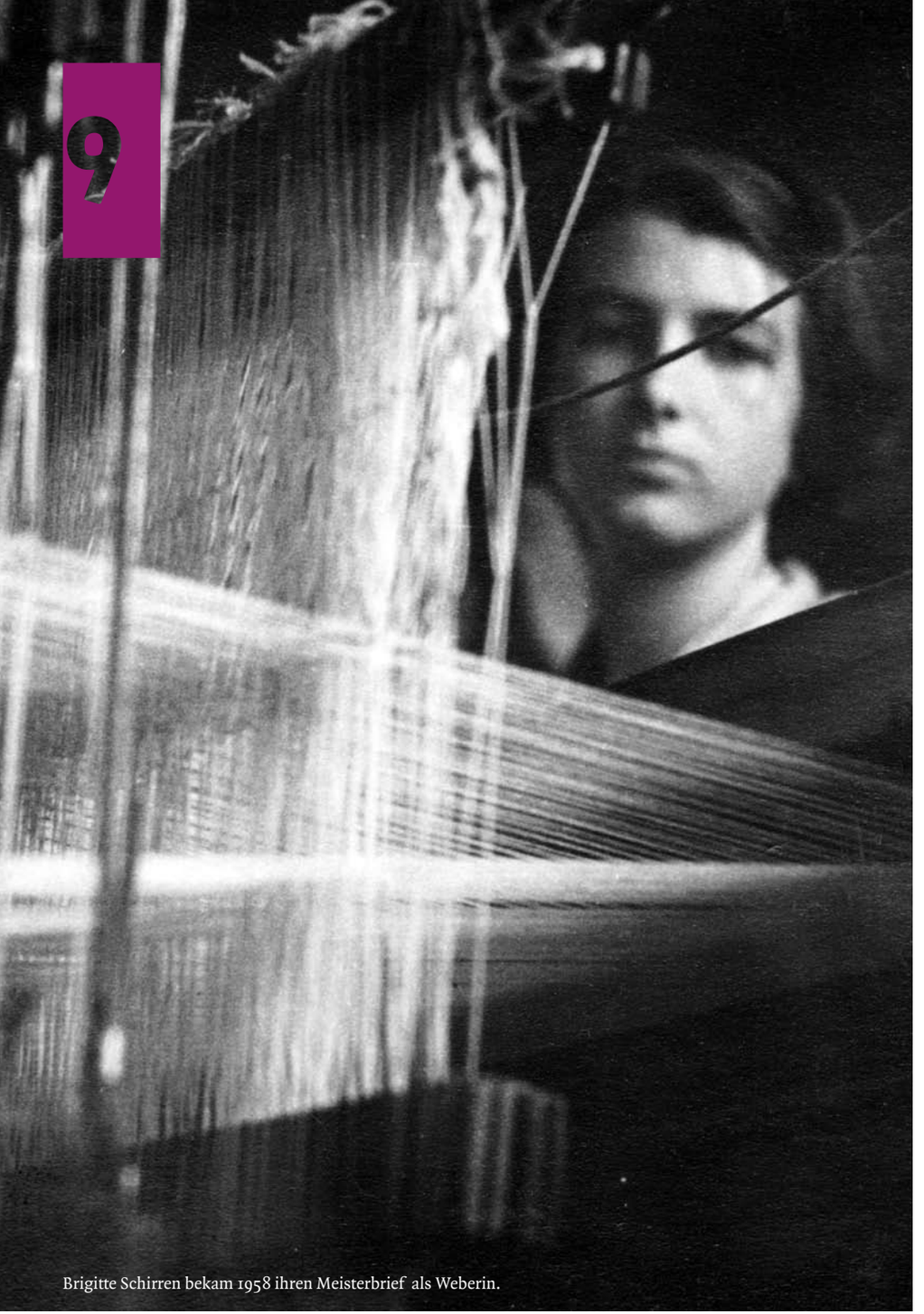
1991 ließ sie das Geschäft umbauen. Das umgehbare Schaufenster verschwand, dadurch entstand mehr Verkaufsfläche. Auch die reichte bald nicht mehr aus. 1998 erweiterte Christine das Geschäft um den hinteren Bereich, den sie dazukaufte. Aus alten Grundbüchern geht hervor, dass ihr Urgroßvater Carl Schmutzler genau diese Fläche vor 1920 verkauft hatte. 200 Quadratmeter umfasst jetzt das Geschäft. Das Sortiment reicht heute vom ersten Babyspielzeug bis hin zu modernen Videospielen.

2001 starb Elfriede Braun mit 79 Jahren, ein Jahr später Mutter Irmgard im Alter von 80 Jahren. Christine Peckermann führt das Geschäft heute mit mehreren Angestellten. Tochter Tanja ist bislang nicht in die Fußstapfen von Mutter, Großmutter und Urgroßmutter getreten. Sie studierte Pharmazie und führt eine Apotheke in Berlin.

2001 Enkelin Tanja Peckermann mit Oma Irmgard Kasperzik.

Christine Peckermann führt seit 1985 das Unternehmen in vierter Generation.

Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Tochter prägen das Spielwarengeschäft Schmutzler.



Brigitte Schirren bekam 1958 ihren Meisterbrief als Weberin.

Brigitte Schirren | geb. 1932 | Weberin, Künstlerin

Markenzeichen Gildenhall

Brigitte Schirrens Werke tragen noch heute die Handschrift der Kunsthandwerkersiedlung Gildenhall. Ihr Vater Otto Patkul Schirren und Else Mögelin betrieben dort von 1926 bis 1934 eine gemeinsame Weberei.

Else Mögelin hatte die Werkstatt 1923 aufgebaut. 1925 kam der Webermeister Otto Patkul Schirren aus Klappoltal nach Neuruppin. Er hatte zuvor Jura studiert und erlitt kurz vor Ende des Studiums einen schweren Fahrradunfall mit Schädelbasisbruch, so dass er die letzte Prüfung nicht mehr antreten konnte. Im Ersten Weltkrieg wurde ihm zudem die linke Hand durchschossen, in dessen Folge die Sehnen der Hand verkürzt waren. Dreißigjährig ging er daher in Schleswig-Holstein noch einmal in die Lehre, um Weber zu werden. Ein Neuanfang nach Unfall und Krieg. Für seine Hand fertigte er sich das passende Weberwerkzeug an. Als er nach Neuruppin kam, war er bereits von seiner ersten Frau Charlotte geschieden.

Brigittes Vater war ein ungewöhnlich, fast genial begabter Techniker, bescheinigte ihm Else Mögelin. Er erfand raffinierte Teppichstoffe, machte ihre „Drehergardinen“ rentabel, wurde ihr Freund und Berater. Als die finanziellen Schwierigkeiten in Gildenhall wuchsen, mussten einige Werkstätten Konkurs anmelden. Auch Else Mögelin war finanziell am Ende. Doch bevor sie ihren Namen für eine andere Werkstatt hergab, gründete sie mit Patkul Schirren 1926 einen gemeinsamen kleinen Betrieb unter dem Namen Fa. Else Mögelin und Otto Schirren. Er übernahm die Geschäftsleitung und das Technische, sie die künstlerische Leitung. 1927 wurde Else Mögelin als Leiterin der Textilklasse an die Stettiner Werkschule für gestaltende Arbeit gerufen. Sie nahm an, blieb aber weiter künstlerische Mitarbeiterin in Gildenhall.

Die Kunsthandwerkergemeinschaft Gildenhall suchte nach einer neuen künstlerischen Leitung für die Weberei. So kam Anneliese

Mutter Anneliese Schirren um 1935 mit ihrer ältesten Tochter Brigitte (vorn), Tochter Marie-Antonie und Sohn Einhart auf dem Arm am Gartentor zu ihrer Wohnung in der Gentzstraße in Neuruppin.

Brigitte am Webstuhl ihres Vaters Otto Patkul Schirren in Gildenhall.

Doormann aus Schleswig-Holstein nach Gildenhall. Otto Patkul und Anneliese waren schon einmal ein Paar, als sich ihre Wege in Klappoltal kreuzten. Nun flammte in Gildenhall die alte Liebe wieder auf. Otto Patkul Schirren war inzwischen jedoch mit der Buchbinderin und Gestalterin Annemarie Irmler aus Berlin verheiratet, die mit ihm das Haus im Birkengrund 9 in Neuruppin-Wuthenow gebaut hatte. Otto Patkul und Annemarie ließen sich scheiden. In ihrem Haus im Birkengrund 9 kam im Februar 1932 Brigitte, die gemeinsame Tochter von Otto Patkul Schirren und Anneliese Doormann zur Welt.

Otto Patkuls erste Frau Charlotte war mittlerweile mit den Kindern Hans und Lotti ebenfalls nach Gildenhall gezogen und arbeitete dort als Lehrerin. Auch Brigittes Onkel, Otto Patkuls Bruder Julius Schirren (Jul) lebte mit seiner Frau Elenita Ruhle in der Gildenhaller Gemeinschaft. Sie betrieben eine Fabrikation für Kinderbücher, Spielzeug und Kleinmöbel.

Otto Patkul und Anneliese blieben nach der Auflösung der Kunsthandwerkersiedlung in Gildenhall. 1933 kam dort ihre zweite Tochter, Maria-Antonie Schirren zur Welt. Die Familie wohnte in der alten Gildenhaller Schmiede, wo sich auch die Weberei befand. Das Haus im Birkengrund gehörte Otto Patkuls zweiter Frau Annemarie.

1934 musste die Weberei aufgegeben werden. Die Familie hatte keine Arbeit mehr. In der Neuruppiner Gentzstraße bekamen Brigittes Eltern eine kleine Wohnung. Otto Patkul schrieb Gerichtsberichte und Kinokritiken für die Märkische Zeitung. Viel brachte das nicht ein. Gelebt haben die Schirrens hauptsächlich von den Paketen aus Schleswig-Holstein, die Brigittes Großmutter wöchentlich schickte.

Brigitte Schirren auf dem Arm von Else Mögelin in Gildenhall.

1935 bekam Brigitte einen Bruder, Einhart Schirren. In der Junckerstraße wurde gerade ein Haus gebaut für kinderreiche Familien, in das die Schirrens 1936 einziehen konnten. Im gleichen Jahr kam Schwester Elisabeth (Isi) zur Welt. Die vier Kinder teilten sich eines der Zimmer in der 3-Raum-Wohnung. Mutter Anneliese hatte sich als Schneidermeisterin für Damenmode selbstständig gemacht und nutzte das zweite Zimmer als Schneiderwerkstatt mit Ankleide. Nebenher gab sie Kurse an der Mütterschule, unterrichtete dort Nähen, Stopfen, Heilemachen. Der dritte Raum gehörte Vater Otto Patkul. Abends, wenn die Mutter Kurse gab und der Vater im Kino saß, um die Rezensionen zu schreiben, waren die Kinder oft allein zu Hause.

1939 brach der Krieg aus. Viele Menschen mussten die Betriebe verlassen und Kriegsdienste leisten. Dadurch wurde eine Stelle für Otto Patkul in der Druckerei Gustav Kühn frei. Er hatte sich schnell hinein- und hochgearbeitet, verdiente gut und war bald leitender Kaufmann bei Gustav Kühn. Als Brigittes Bruder Carl-Volkhart zur Welt kam, konnte sich die Familie eine größere Wohnung leisten und zog in die damalige Litzmannstraße 7 (heute Hans-Thörner-Straße 7) zur Miete ein. Die ganze untere Etage mit Garten gehörte jetzt den Schirrens. Eine Arbeitsmaid wurde ihnen für den Haushalt zugeteilt und Mutter Anneliese konnte sich um ihre fünf Kinder und den Garten kümmern. Brigitte Schirren wanderte nun jeden Morgen von der Thörnerstraße durch die Neuruppiner Wallanlagen zur Fontaneschule (heute Pestalozzi-Schule). Ingrid Höppener, von allen kurz „Höppi“ genannt, wurde Brigittes beste Freundin.

Anfang 1945, als die Deutschen auf ihrem Rückzug in Alt Ruppin eintrafen, drängte Brigittes Vater darauf, dass die Mutter und die Kinder Neuruppin verlassen. Brigitte war 13 Jahre alt. Er selbst blieb in der Stadt, weil er noch für das letzte Aufgebot des Volkssturmes

Schon als Kind war Brigitte begeistert, wenn sie am Webstuhl ihres Vaters stehen und den Arbeitern in der Gildenhaller Werkstatt beim Weben zusehen durfte.

Brigitte Schirren feierte 2012 ihren 80. Geburtstag.

verpflichtet wurde. Nach einer Woche traf die Familie in Sierhagen bei den Großeltern ein. Im Juni kam auch Vater Schirren bei den Schwiegereltern an.

Die Großeltern wohnten im Inspektorhaus eines Gutes, das voll von Flüchtlingen war. Auf dem Dachboden schliefen zwölf deutsche Soldaten, die Gefangene der Engländer waren. Als sie das Haus verließen, beschloss Otto Patkul, auf dem Dachboden eine eigene Webereiwerkstatt einzurichten. Aus dem Kopf zeichnete er die Webstühle auf, organisierte abgelagertes Holz, ließ es mit dem Milchpferdewagen zum Stellmacher bringen und sich von Hannes Jäger Webstühle mit einer Webbreite von 180 cm bauen. Das war im Jahr 1946.

Als der erste Webstuhl ins Haus kam, beschloss Brigitte, Weberin zu werden. Sie wollte Bildteppiche weben – wie Else Mögelin. Nun war zwar der Webstuhl da, aber kein Material. Einige Leute vom Land hatten Wolle. Ein Marine-Offizier besorgte Sisal-Taue, die sie abwickelten. Die Leute aus der Gegend brachten die abenteuerlichsten Materialien. Selbst geteerte Bänder wurden verarbeitet. Die ersten Weberzeugnisse waren daher auch Fußabtreter.

1949 beendete Brigitte die Schule und ging beim Vater zusammen mit anderen jungen Menschen in die Lehre. Die Gesellenprüfung bestand sie mit „sehr gut“ und konnte mit einem Stipendium der Stiftung Begabtenförderung ein Jahr lang von 1957–1958 die Meisterschule für das Kunsthandwerk in Berlin besuchen; vorher hatte sie in Lübeck ihre Meisterprüfung abgelegt. Danach kehrte sie in den elterlichen Betrieb zurück.

1959 heiratete Brigitte Schirren ihren Cousin Michael Schirren, einen Sohn von Julius Schirren, dem Bruder ihres Vaters. Michael war in Berlin aufgewachsen, wo sich Julius Schirren nach der Gildenhaller Zeit als Psychotherapeut einen Namen gemacht hatte. Michael studierte Medizin und arbeitete nach dem Staatsexamen 15 Jahre an der Universitätshautklinik in Kiel. Dann ging er zu seinem Cousin Hermann in die Hautarztpraxis.

Die Weberei im Haus von Brigittes Großeltern blieb bis 1950 bestehen. Dann zog Otto Patkul mit der Werkstatt nach Neustadt i.H. in größere Räume. Else Mögelin arbeitete inzwischen in Hamburg. Brigitte zog kurzzeitig dorthin, um für Else Mögelin einen Bildteppich zu weben. Die Weberin aus Gildenhall blieb der Familie eine lebenslange Freundin. Sie war nicht verheiratet, hatte ihre erste große Liebe im Ersten Weltkrieg verloren. Die letzten Lebensjahre verbrachte sie in Gemeinschaft mit ihrer Freundin Jane.

Als sich Otto Patkul und Anneliese 1958 scheiden ließen, zog die Mutter mit Brigitte nach Kiel. Hier gründeten sie die Werkstatt „Schirren & Schirren“. Die Mutter nähte, die Tochter webte. Anfangs hatte Brigitte in ihrer Werkstatt nur Stoffe gewebt. Doch dann kam ein Auftrag von Else Mögelin für einen großen, drei Bahnen breiten Wandteppich für die Pommernkapelle in der Nikolaikirche in Kiel. Damit Brigitte den Teppich weben konnte, stellte sie für die Stoffe einen Gesellin ein. Ein ganzes Jahr arbeitete sie am Pommernteppich. Als sie ein Kind erwartete und nicht mehr am Flachwebstuhl arbeiten konnte, stellte sie eine zweite Webergesellin ein. 1961 war der Teppich fertig und Sohn Hannes kam zur Welt.

Vater Otto Patkul leitete mit seiner letzten Lebensgefährtin eine Weberei in Husum. 1961 gab Brigitte ihre Werkstatt ab. Sie zog mit der Familie nach Kiel-Tannenberg. Drei Webstühle nahm sie mit und arbeitete an Aufträgen und als freischaffende Künstlerin. Gewebt hat sie bis 1988. 1984 richteten sich Brigitte und Michael Schirren in der Toscana ein altes Stallgebäude für die Sommeraufenthalte her. Unter der südlichen Sonne entstanden Windtücher und stille Tücher von Brigitte Schirren. Schon ab 1979 arbeitete sie an ihren Sandkissen.

Die Weberin und Künstlerin wohnt heute in Mönkeberg in Schleswig-Holstein und hat mit ihren 80 Jahren weder den Gildenhaller Geist noch ihre Schöpferkraft verloren. Bis heute hält sie den Kontakt nach Neuruppin.

Sandkissen von Brigitte Schirren und Bildteppich der Weg.

10

1945. Lernschwester Gisela im Krankenhaus in Berlin-Hermsdorf.

Gisela Thiessenhusen | geb. 29.11.1924 | Oberin

Die Seele vom Krankenhaus

„Mädel, was willst du mit Mathematik?“, hatte ihr Vater damals gesagt. 1943 legte die im ostpreußischen Ortelsburg geborene Gisela Preuhs in Liegnitz gerade ihr Abitur ab und wollte Mathematik studieren. Ihr Vater, der Studienrat war, riet auch vom Lehrerstudium ab: *„Dafür würdest du von mir kein Geld bekommen.“* Also Medizin. Gisela wollte Kinderärztin werden. Doch es waren Kriegszeiten. An ein Studium war nicht zu denken. Anstatt als Flak-Helferin Kriegsdienste leisten zu müssen, wollte Gisela zum Pflegedienst. Sie könnte ja danach studieren.

Eine Tante in Berlin verschaffte ihr einen Platz an der Schwesternschule im Schönberger Krankenhaus St. Norbert. Hier erlebte sie ihre schmerzlichsten Stunden. Am 23. November 1943 wurde das Krankenhaus beschossen. 22 Schwestern und 105 Patienten starben in einer Nacht. Das Haus war völlig zerstört. Die Schwesternschülerinnen schickte man nach Hause. Giselas Eltern waren inzwischen aus Ostpreußen geflüchtet und hatten sich im Südharz in Wippra niedergelassen. Dort erreichte Gisela der Befehl, sich zum 1. Januar 1944 wieder in Berlin einzufinden, um Pflegedienste zu leisten. Sie wurde im Krankenhaus St. Dominicus in Berlin-Hermsdorf eingesetzt und legte dort im März 1945 ihr Examen ab. Als diplomierte Krankenschwester bekam sie eine Anstellung im Haus.

Im September 1945 starb unerwartet ihre Mutter. Sie hinterließ sechs Kinder. Gisela musste zu ihrer Familie nach Wippra, um die jüngeren Geschwister zu betreuen. Ihre jüngste Schwester war gerade sieben Jahre alt. Vier Jahre blieb Gisela zu Hause und kümmerte sich um Familie und Haushalt.

Nachdem diese weitgehend versorgt waren, konnte sie 1949 im Krankenhaus in Perleberg wieder eine Stelle als Krankenschwester annehmen. Als im August 1950 im OP der Chirurgie am Neuruppiner Krankenhaus eine Urlaubsvertretung gesucht wurde, wechselte sie nach Neuruppin.

Die Praktikantinnen vom Neuruppiner Krankenhaus setzten ihre Ausbildung an der Medizinischen Fachschule Brandenburg fort. In der hinteren Reihe 2.v.r. Gisela Thiessenhusen geb. Preuhs. In der Mitte sitzend 3.v.r. Oberschwester Else Podorf.

Vom OP ging es auf die chirurgische Station, von dort aus auf die „kleine Gynäkologie“, damals noch ein Teilbereich der Chirurgie. 1954 entstanden daraus zwei eigenständige Fachabteilungen. Gisela wurde Stationsschwester in der Gynäkologie.

Ein kleiner Exkurs in die Krankenhausgeschichte: Bis zum Zweiten Weltkrieg befand sich das Neuruppiner Krankenhaus – damals noch Johanniter-Krankenhaus – in der heutigen Neustädter Straße 14, dort wo die Kreisverwaltung jetzt ihren Sitz hat. Im Krieg wurde das Haus, genauso wie Teile der Landesanstalt in der Fehrbelliner Straße, als Lazarett genutzt. Als ab 1942 Teile von Berliner Krankenhäusern mit ihren Patienten, Ärzten und dem Personal nach Neuruppin evakuiert wurden, sind sie in der Landesanstalt in der Fehrbelliner Straße untergebracht worden. Im Herbst 1945 zog die Rote Armee mit seinem Reservelazarett von der Landesanstalt in das Johanniter-Krankenhaus. Gleichzeitig zog das Krankenhaus in frei gewordene Gebäude der Landesanstalt um. Das nun in der Fehrbelliner Straße ansässige Kreiskrankenhaus wurde 1962 zum Bezirkskrankenhaus. Die Landesanstalt erhielt 1958 den Namen Krankenhaus für Neurologie und Psychatrie Neuruppin und wurde 1973 Bezirksnervenklinik. Beide Einrichtungen in der Fehrbelliner Straße blieben bis 1991 zwei benachbarte und ärztlich getrennte, aber unter einer gemeinsamen Verwaltung stehende Einrichtungen.

Mit dem Wiederaufbau Berlins kehrten auch die nach Neuruppin ausgelagerten Abteilungen mit ihrem Personal in die Hauptstadt zurück. 1952 wurden die Berliner Diakonissen abgezogen. Dadurch fehlte auf einmal gutes und erfahrenes Personal in Neuruppin.
1955 wurde Gisela Oberschwester im Krankenhaus, im Mai des Jahres rief man sie als Oberschwester an die Poliklinik in der Karl-Marx-Straße 81 (heute ASB-Seniorenwohnheim), 1957 wurde sie wieder dringend im Krankenhaus gebraucht.

Gisela hatte nun mit 32 Jahren als Leitende Oberschwester für einige Wochen ein ganzes Krankenhaus allein zu betreuen. Sie war die jüngste im ganzen Bezirk. Ab Dezember 1957 stand ihr Oberschwester Else Podorf zur Seite. Die Leitende Oberschwester Gisela hatte für das gesamte mittlere medizinische Personal im Krankenhaus zu sorgen, für alle Schwestern und Hilfsschwestern auf den Stationen und für die Stationshelfer, die sauber machten und das Essen verteilten. Sie organisierte die Abläufe, teilte die Dienste ein, sorgte für ausreichend Personal, kontrollierte, ließ sich von Patienten und Schwestern berichten, unterrichtete Praktikantinnen, leitete an, korrigierte. Gab es Beschwerden, ging sie ihnen nach. Wurde jemand krank, musste sie Ersatz besorgen. Auf den heutigen Intensivstationen hielten die Schwestern damals noch Sitzwachen. Zu früh geborene Babys wurden mit Wärmflaschen gewärmt. War es im Sommer zu heiß, ließ Gisela Patienten und Mitarbeiter mit Tee versorgen. Mussten die Frauen zum Großreinemachen auf eine der nie enden wollenden Baustellen, schlug sie eine kleine Prämie für sie raus. Und selbst, wenn die Schwestern am Heiligabend Dienst hatten, konnten sie sich darauf verlassen, von Oberschwester Gisela nicht vergessen zu werden.

Anfang der 50er Jahre auf dem Krankenhausgelände in Neuruppin.

Die Leitende Oberschwester Gisela (Mitte) mit dem Ärztlichen Direktor Dr. Korb und Schwester Friedel Wesaly.

1959 heiratete Giesela Preuhs den Vorsitzenden des Kreisvorstandes der Gewerkschaft in Neuruppin, Gerhard Thiessenhusen. Als er ein Angebot in Potsdam annahm, wurde aus der Ehe eine Wochenendbeziehung, die 1979 mit der Scheidung endete. Tochter Petra kam 1961 zur Welt, studierte an der Humboldt-Universität Berlin und ist heute Lehrerin am Gymnasium.

Die Tage damals waren lang. In den 60er Jahren gab es noch keinen Schichtdienst. Von morgens um sechs bis kurz nach Mittag und von drei Uhr bis abends um acht wurde gearbeitet. Gisela machte sich dafür stark, dass Krankenträger eingestellt wurden. Es gab noch keine Aufzüge in den Häusern. Die Patienten mussten auf Tragen von den Schwestern die Treppen hoch und runter getragen werden. Auch zwischen den Häusern gab es keine anderen Transportmöglichkeiten. Gisela selbst nahm oft das Fahrrad, um von Haus zu Haus zu gelangen. Die schweren Essenkübel mussten die Treppen hochgetragen und auf die Stationen verteilt werden. Die sechs Tonnen Wäsche täglich und die Medikamentenkörbe nicht zu vergessen. Auch dass neue Kitaplätze entstanden, ist ein Teilverdienst der Oberschwester. Kein Wunder, dass Gisela Thiessenhusen von allen respektiert und geachtet wurde. Niemand verzog das Gesicht, wenn die Leitende Oberschwester – seit 1962 auch Oberin genannt – nach dem Rechten sah. Die Frau, die am Tisch mit dem ärztlichen Direktor, dem Verwaltungsdirektor und dem Gewerkschaftsfunktionär für die Belange des Krankenhauses und der Schwestern eintrat, regierte mit umsichtiger, starker und guter Hand.

1985 trat Gisela Thiessenhusen aus Altersgründen von der Funktion der Oberin zurück, blieb aber noch vier Jahre bis 1989 die persönliche Mitarbeiterin des ärztlichen Direktors Dr. Claus Appel. In den fast 40 Jahren hatte sie einige Ärztliche Direktoren miterlebt: Dr. Rieder, Dr. Korb, das Kollegium von Dr. Fritzsche und Dr. Kuhlmey, Dr. Hiller, Dr. Bienert, Dr. Schneider, MR Dr. Appel. Viele Auszeichnungen wurden ihr zuteil. Die erste war 1966 die Hufeland-Medaille in Gold für besondere Verdienste für den Gesundheitsschutz der DDR, die letzte, 1989, die Ehrenurkunde in Anerkennung 40-jähriger ständiger Einsatzbereitschaft und Leistungen für die Gesundheit und das Leben der Bürger.

Gisela Thiessenhusen zog nach ihrer Pensionierung im Jahr 2000 nach Großräschen in die Nähe ihrer Tochter Petra und deren Familie.

11

Berti Will | 1914 – 2000 | Erzieherin und Tanzpädagogin

Sie lebte jeden Tag für die Kinder

„Ich wollte mich selbst vergessen und anderen Freude machen. Von da an war ich glücklich." Ein kleiner Spruch im Bilderrahmen auf dem Schreibtisch von Berti Will – für sie selbst die Maxime ihres Lebens. Die Tanzpädagogin erhielt 1994 den ersten Fontane-Förderpreis für Kunst und Kultur der Stadt Neuruppin.

Geboren wurde Berti Klabes 1914 in Staßfurt an der Saale; ihre Kindheit und Jugend aber verbrachte sie in Stettin. Die Familie siedelte dorthin über, als Vater Ludwig als Dachdecker nicht mehr genug Arbeit in Staßfurt fand. Nach der Schulzeit absolvierte sie von 1929 bis 1932 eine Ausbildung als Säuglings- und Kinderpflegerin in einem Stettiner Krankenhaus und ergänzte sie durch eine Qualifikation zur Erzieherin. Dass sie neben der Ausbildung eine Kunsttanzgruppe besuchte, kam ihr schon bald zugute. Sie bekam eine Stelle in einem privaten Kindergarten in Stettin und nutzte die Gymnastikstunden, um mit ihren Schützlingen zu tanzen.

Mit 25 Jahren zog Berti Klabes 1939 nach Berlin, um dort professionellen Tanzunterricht zu nehmen. Sie belegte das Hauptfach Klassischer Tanz und Folklore. Doch es war nicht die Zeit der schönen Dinge. 1942 zog es sie zurück zu ihrem Vater nach Stettin. Hier traf sie ihre beste Freundin Martha Maria Will wieder

Berti Will mit ihren Schützlingen Mitte der 70er Jahre in Neuruppin. Ihr Sohn Dietmar (hinten links) hat die Tanzgruppen oft musikalisch begleitet.

1959/60 von links: Dietmar, Mutter Berti, Reinhard, Marianne und Vater Alfons.

Sie forderte Disziplin und Einsatz.
Die Freude kam mit dem Erfolg.

und deren Bruder Alfons, den sie 1942 heiratete. Wie viele junge Männer war Alfons zum Kriegsdienst verpflichtet worden, so dass Berti als private Erzieherin in Stettin für sich allein sorgen musste. 1944 wurde es in Stettin zu gefährlich und Berti flüchtete mit Achim, dem Sohn ihres Mannes aus erster Ehe, und ihrer Freundin und Schwägerin Martha Maria Will und deren Tochter Barbara (Bärbel) über Fürstenwalde und Jüterbog zu Verwandten nach Siegrothsbruch bei Neustadt an der Dosse. Der kleine Ort mit einigen großen Bauernhöfen beherbergte Flüchtlingsfamilien und Waisenkinder. Berti kümmerte sich um die Jungen und Mädchen und half ihnen, mit Spiel und Tanz die schlimmen Erlebnisse des Krieges zu vergessen. Bis 1947 betreute sie in Siegrothsbruch 102 elternlose Flüchtlingskinder.

1947 kam ihr Ehemann Alfons aus der Gefangenschaft. Berti bot man an, den Kindergarten in Alt Ruppin zu leiten. So zog das Paar nach Alt Ruppin – zuerst in eine Dienstwohnung über dem Kindergarten am Sportplatz neben der Schule, dann in die Friedrich-Engels-Straße 47. 1948 kam Bertis Sohn Reinhard zur Welt, 1949 Sohn Dietmar und 1955 Tochter Marianne. Bärbel, die Tochter ihrer Schwägerin Martha Maria, wuchs bei Berti und ihren Kindern auf.

Alfons fand als gelernter Kaufmann und Buchhalter Arbeit im Alt Ruppiner Sägewerk, dann in der Landwirtschaft, zuletzt in der Fleischerinnung, wo er Geschäftsführer wurde. Bis 1956 leitete Berti Will den Kindergarten in Alt Ruppin. Ihre eigentliche Berufung aber war das Tanzen. Und so gab sie die Stelle 1956 auf und gründete mit 42 Jahren im Neuruppiner Pionierhaus in der damaligen Straße der Thälmannpioniere 38, heute Gerhart-Hauptmann-Straße 11, die erste Kindertanzgruppe. Bis 1994 arbeitete sie als freiberufliche Tanzpädagogin in Neuruppin. Da war sie 80 Jahre alt.

1987 Berti Will unterrichtet Kindertanzgruppen im Pionierhaus

Ihr Spezialgebiet war der sogenannte neue künstlerische Tanz. Sie choreographierte Tänze für die Märchen und Geschichten Frau Holle, Schneewittchen, Die Rübe, Peter und der Wolf, Max und Moritz und für viele andere. Zu den großen Werken zählten die Tänze Auf dem Fischmarkt oder Reise durch die Republik. Berti Will konzipierte, trainierte, studierte mit den Gruppen die Tänze ein, organisierte Auftritte, schminkte, kleidete an. Bevor es auf die Bühne ging, wurde tagelang genäht, ausgebessert und geplättet. In allem, was Berti Will tat, war sie gründlich und gewissenhaft. Erna Domski stand ihr als Kostümschneiderin zur Seite. Die Malkurse im Pionierhaus leitete damals Siegrid Neumann, die Theatergruppen Monika Meichsner, die Gestaltungskurse Liane Behlert, die Sprachzirkel Reinhard Eck, die Galerie der Freundschaft Christel Ninnelt. Christine Schmidt leitete viele Jahre das Pionierhaus.

Nach dem Tod ihres Mannes zog Berti Will 1987 nach Neuruppin und wohnte in der Bahnhofstraße 18, später in der Präsidentenstraße 1.

Hunderte Neuruppiner Kinder haben in dem mit Parkett ausgelegten Tanzsaal in der Gerhart-Hauptmann-Straße einen Teil ihrer Kindheit und Jugend verbracht. Am Rand stand Berti Will, gab mit der Hand energisch Takt und Rhythmus an und weckte in allen Altersgruppen die Sehnsucht nach kreativer Bewegung. Eine große Schiebetür führte in den benachbarten Raum, der als Umkleide und Pausenraum diente. Hier nahm sie sich Zeit, mit ihren Tanzschülern über persönliche

Um 1970. Berti Will choreographierte den Tanz Die Rübe.

Dinge zu sprechen. Mit pädagogischem Feingefühl brachte sie Probleme auf den Punkt, legte dar, was sie von anderen erwartete und richtete die Kinder auch nach einem Durchhänger wieder auf. Tanzen war bei Berti Will kein oberflächlicher Spaß. Sie forderte Disziplin und Einsatz, erzog die Kinder zu Verantwortung und Leistungsbereitschaft. Die Freude kam mit dem Erfolg. 80 bis über 100 Tänzer trainierte sie wöchentlich.

Viele ihrer Schützlinge sah die kleine resolute Tanzpädagogin heranwachsen. Acht oder zehn Jahre Unterricht bei Berti Will waren keine Seltenheit. Ihre Schülerin Grit Maruschke, damals Grit Winkelmann, trainiert heute die Tanzgruppen an der Neuruppiner Jugendkunstschule. Die ehemaligen Tanzschülerinnen Marietta Jungbluth, geb. Wöller und Anke Sternbeck eifern ihrem Vorbild Berti Will nach und trainieren ebenfalls Tänzerinnen und Tänzer in Neuruppin und Fehrbellin.

Auftritte gab es für Berti Wills Tanzgruppen genug: die jährlichen Tanzfeste des Kreises, die Geburtstage des Monats im Kulturhaus, Erntefeste in den Dörfern, der große Kinderkarneval im Stadtgarten, das Aufstellen des Maibaumes, die Eröffnungsveranstaltungen der Kreis-Kinder- und Jugendspartakiaden, Auftritte im Kinderfernsehen He Du und bei der Familiensendung Mach`s mit, mach`s nach, mach`s besser, die Estradenprogramme auf der Freundschaftsinsel in Potsdam, das Pioniertreffen in Dresden, die Weltfestspiele 1973 in Berlin.

Im Zuge der politischen Wende wurde 1989 die Pionierorganisation abgeschafft. Das Pionierhaus bekam 1990 den neuen Namen Schülertreff und aus dem Schülertreff wurde die Jugendkunstschule. Als sich Berti Will 1994 mit 80 Jahren für den Ruhestand entschied, hatte sich ihr Leben erfüllt: *„Ich wollte mich selbst vergessen und anderen Freude machen. Von da an war ich glücklich.“*

Sie starb am 8. März 2000 und ist bei ihrem Ehemann Alfons Will auf dem Alt Ruppiner Friedhof beigesetzt.

12

Die Neuruppiner Beginen

Frauengenossenschaft im Mittelalter

Von Brigitte Meier

In der mittelalterlichen Gesellschaft sollte die Erziehung im Elternhaus und durch die Kirche ein Mädchen auf das Leben als Ehefrau, Hausfrau und Mutter vorbereiten. Trotz der bewussten standesgemäßen Mädchenerziehung verweigerten sich junge Frauen, die ihnen zugedachte Rolle zu übernehmen. Sie fühlten sich dem „wahren Bräutigam“ (Gott) verpflichtet und wollten mit anderen Gott geweihten Jungfrauen leben, die jede sexuelle Betätigung aus religiösen Gründen strikt verwarfen. Sie wählten eine für ihre Zeit alternative Lebensweise, in der Hoffnung, dass das Elternhaus, die Kirche und die städtische Gesellschaft dies tolerierten.

In der Forschung wird die bewusste Entscheidung der Frauen gegen die Ehe mit der Angst vor der männlichen Sexualität und Gewalt erklärt. Dazu kam gerade im Hochmittelalter eine intensivere religiöse „Betreuung“ durch die Gemeinden, die die Furcht vor Teufeln und der Hölle bei den Menschen erhöhte. Für einige Frauen schien das Experiment mit einer neuen Lebensweise – dem Leben als Begine – ein Ausweg aus den häuslichen und religiösen Zwängen zu sein. Die Zeitgenossen der Beginen aber auch die Nachwelt sahen in dieser religiösen Frauenbewegung ein innovatives sozial-religiöses Phänomen.

Diese Frauengenossenschaften entstanden um 1200 im südlichen Brabant. Die Beginen verbreiteten sich im 13. und 14. Jahrhundert in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland. Die Frauen lebten ganz der Religion ergeben in kleineren Gruppen, den Beginenhöfen, Klausen oder Samungen. Sie kleide-

Luftbild von der Poststraße mit Pfarrkirche hinten um 1900

ten sich in der Regel in braune, graue oder schwarze Kleidung, die der der Nonne ähnelten. Als sie nach 1317 kurzzeitig dazu verurteilt wurden, sich mit bunten Gewändern zu bekleiden, führte das zu erheblichen Widerständen. Ihren Lebensunterhalt sicherten sie sich durch Almosen, Stiftungen, Renten und Landverpachtungen. Die lokalen Verhältnisse ermöglichten ihnen entweder ein Leben in relativem Wohlstand wie beispielsweise in Bremen und Nürnberg oder ein Leben in Armut wie in Basel, wo die Beginen 1411 wegen der unerträglichen Betteleien aus der Stadt vertrieben wurden. Es gab aber auch Beginen, die sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit verdienten: durch Spinnen und Weben, den Verkauf von Wollwaren, als Wäscherin, Näherin, Bierbrauerin oder Seifensiederin, als Kopistin, Krankenpflegerin, Kindermädchen oder Erzieherin.

Der Entschluss, als Begine leben zu wollen, hatte keine emanzipatorischen Züge. Ihm ging kein "Wir-Bewußtsein" der Frauen als sozialer Gruppe voraus. Sie bekämpften die Männer nicht und sie lehnten sie auch nicht ab. Das Geschlecht interessierte sie nicht. Ihnen ging es um das religiöse Leben, das ohne Priester gar nicht auskam. Beichte, Kommunion und Predigt waren männliche religiöse Handlungen, auf die die Beginen wie alle anderen Menschen jener Zeit "angewiesen" waren, da sie zum Alltag gehörten. Das Kirchenrecht schloss die Frauen von der institutionalisierten Heilsvermittlung bekanntlich aus. Die Beginen scheinen das im Allgemeinen akzeptiert zu haben. Es ist nur eine Sekte um Wilhelmine von Böhmen am Ende des 13. Jahrhunderts bekannt, die Frauen als Priester, Kardinäle und Päpste in Erwägung zog.

Wann kamen nun die ersten Beginen nach Neuruppin?

In der Forschung werden die Anfänge der Beginen mit der Tatsache in Verbindung gebracht., dass die Frauenklöster nicht ausreichten, um alle Eintrittswilligen aufzunehmen. Gerade im 13. Jahrhundert bot daher das Leben als Begine eine Alternative zum Leben in der Ehe oder im Kloster. Ob dieser Grund in Neuruppin zur Niederlassung von Beginen führte oder eher soziale Netze ausschlaggebend waren, lässt sich heute quellenmäßig nicht mehr nachweisen.

Nördlich des 1246 in Neuruppin gegründeten Dominikanerklosters lagen und liegen noch heute zwei Straßen, die auf die Existenz von Beginenhöfen hinweisen. Die Prima platea Bagutarum oder Große Beguinenstraße, 1477 Grote Bechinenstrate genannt, soll laut Friedrich Wilhelm August Bratring im Jahr 1642 den Namen Poststraße erhalten haben. Daneben gab es die Secunda platea Bagutarum, auch Lutke Beginenstrate, Kleine Beguinenstr. oder Klosterstraße. Der Name Klosterstraße taucht erst 1758 in den Überlieferungen auf.

Diese Straßenbezeichnungen weisen auf die religiöse Frauengemeinschaft der Beginen in Neuruppin hin, deren Entstehung mit dem Wirken einiger Mönche des Dominikanerklosters in Verbindung stehen könnte. Zwischen 1260 und 1270 hatte der Konvent hier ein Studium eingerichtet. Heinrich von Halle, der Seelenberater von Mechthild von Magdeburg, einer sehr berühmten Begine, hat vermutlich in Neuruppin unterrichtet. Auch Pater Wichmann, der erste Prior des Neuruppiner Klosters, zählte zu den Freunden Mechthilds. Es scheint heute durchaus wahrscheinlich zu sein, dass die Begine Mechthild von Pater Wichmann inspiriert wurde. Ob der Pater darüber hinaus auch als Mittler bei der Nieder-

Klosterstraße mit Klosterkirche ohne Türme von 1882.

Die Neuruppiner Poststraße um 1975

lassung von Beginen in Neuruppin wirkte, bleibt spekulativ. Dennoch wäre es denkbar. Offenbar erfreuten sich die Beginenkommunen in Neuruppin großen Zuspruchs, so dass es mehrere Höfe gab und gleich zwei Straßen nach ihnen benannt wurden.

Aus den Lebensbeschreibungen einzelner Beginen lässt sich die große Anziehungskraft dieser alternativen Lebensweise erschließen. Ein spirituelles Leben ohne Reichtum im Windschatten des Bettelordens der Dominikaner und in Korrespondenz mit den Nonnen des Lindower Prämonstatenserklosters, die in Neuruppin ein Absteigehaus besaßen, zog sicherlich sogenannte "Aussteigerinnen" magisch an. Das geistig-kulturelle Klima Neuruppins im 13. und 14. Jahrhundert war durchaus günstig für solche Lebensweisen. Dafür spricht auch das besondere sozial-karitative Engagement der Neuruppiner zu jener Zeit. In anderen Städten wurde auf den engen Zusammenhang von Beginenniederlassungen und dem Hospitalwesen hingewiesen. Die Ansiedlungen von Beginen in Neuruppin könnte also auch die Existenz der fünf Hospitäler in der kleinen Stadt erklären.

Dass Dominikanermönche den Beginen gegenüber aufgeschlossen waren, zeigt sich auch in Prenzlau, wo sich Beginen nahe dem Kloster um 1300 niederließen. Viele Mitglieder der Amtskirche unterstützten und förderten anfänglich diese Beginen. Papst Gregor IX. stellte 1233 die in Deutschland lebenden Beginen sogar unter seinen Schutz.

Bis zum Ende des Mittelalters lebten die Beginen zumeist behütet und akzeptiert in den Städten. Mit dem Übergang zur frühen Neuzeit veränderte sich die Wahrnehmung ihrer Lebenswelt. Nun wurde ihnen zum Vorwurf gemacht, dass sie von Bettelei und Stiftungen lebten und nicht von ihrer Hände Arbeit. Bald wurde eine weitere Anschuldigung erhoben. Man bezweifelte das Einhalten des Keuschheitsgelübdes und unterstellte ihnen Prostitution. Die von den sehr frommen Beginen erfahrenen Visionen deutete die Amtskirche als Einmischung in ihren Machtbereich.

Die von der gängigen Praxis der katholischen Kirche abweichenden Auffassungen und religiösen Praktiken führten zu einer grundlegenden Gefährdung der Beginen. In der Zeit der ketzerischen Glaubensvorstellungen und der Inquisition verfolgte die katholische Kirche auch die Beginen. Auf dem Konzil von Vienne 1311/13 erhielten die Gegner der Beginen die kirchenrechtliche Rückendeckung für die Verfolgung dieser besonderen Lebensweise. Der Erfurter Inquisitor Walter Kerlinger schickte beispielsweise von den 400 Beginen Erfurts 200 auf den Scheiterhaufen. In Bremen hingegen konnten die Beginen ohne äußere Angriffe ihr Leben weiterführen. Ob die Beginen in dieser schwierigen Übergangszeit in den einzelnen Orten friedlich leben konnten oder bekämpft wurden, das hing von den regionalen und lokalen Verhältnissen ab.

Für Neuruppin sind nur wenige Fakten zum Leben der Beginen bekannt. Suchten sie irgendwann Zuflucht in einem richtigen Frauenkloster, wie dem in Lindow, oder in einem der Dominikanerklöster? Oder hatte sich ihre Zahl so verringert, dass die Höfe aufgegeben werden mussten, da es an Unterhalt und Interesse mangelte? Als nach dem Konfessionswechsel des brandenburgischen Kurfürsten Joachim II. in Neuruppin im Juli 1541 die Generalvisitation durchgeführte wurde, lebten noch einige Beginen im Hospital S. Spiritus vor dem Altruppiner Tor und in dem Haus Grapengieters, das am Kloster lag. Bis zur Reformation lässt sich diese Frauenbewegung also in Neuruppin nachweisen. Danach verlieren sich ihre Spuren.

Quellen und weiterführende Literatur

Johannes Grabmayer: Lebenswelten von bürgerlichen Frauen in der spätmittelalterlichen Stadt | Peter Dinzelbacher: Religiöse Frauenbewegung und städtisches Leben im Mittelalter | beide in Hödl, Günther, Meyerhofer, Fritz und Opll, Ferdinand (Hrsg), Frauen in der Stadt, Linz 2003

Wilhelm Bartelt | Straßen, Plätze, Tore und Befestigungen Neuruppins. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt, Neuruppin 1926, Reprint Neuruppin 2001

Kurt Ruh | Geschichte der abendländischen Mystik, München 1993

Eugiene Lecheler | Wichmann von Arnstein (1180–1270) in: Wichmann Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin

Brigitte Meier | Fontanestadt Neuruppin. Kulturgeschichte einer märkischen Mittelstadt, Karwe 2004

Die Brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des XVI. und XVII. Jahrhunderts, aus dem Nachlass von Victor Herold, hrsg. von Gerhard Zimmermann, bearb. v. Gerd Heinrich, Berlin 1963

Elf Frauen
die Neuruppin bewegten

Die erste Broschüre zum Leben und Wirken von elf Frauen, die Neuruppin bewegten, erschien im März 2011 mit den Lebensgeschichten von:

Elly Degener

Thea Fischer

Elise Fontane

Irene Gustavs

Anne-Lise Harich

Grete Just

Anna Karbe

Trude Marx

Henny Porten

Renée Sintenis

Eva Strittmatter

Ebenfalls erschienen: *Frauen machen Stadt* Neuruppiner Frauen aus drei Jahrhunderten – wo sie wohnten und was sie bewegte. (Stadtrundgang, 2010)

Bildnachweis

Titelfoto Martha Remer | privat, Carsten Bergmann
Umschlag innen | privat, Brit Homburg
S. 5 – 7 | privat, Eckhard Böttger
S. 8, 9, 18 | Eckhard Handke
S. 10, 13 | privat, Ulrich Ebell
S. 14 – 17 | privat, Brit Homburg
S. 21 – 25 | privat, Joachim Schütt
S. 26 | privat, Sieglinde Schulze
S. 28 – 33 | Sammlung Regionalverlag Ruppin
S. 34 – 39 | privat, Carsten Bergmann
S. 40, 45, 46 | Eckhard Handke
S. 42 – 44, 47 | privat, Christine Peckermann
S. 48 – 53 | privat, Brigitte Schirren, Johann Schirren
S. 54 – 58 | privat, Gisela Thiessenhusen
S. 59 – 62 | privat, Dietmar Will
S. 61 unten | Eckhard Handke
S. 64 – 66 | Sammlung Regionalverlag Ruppin

Quellen und weiterführende Literatur

Teppo Jokinen | Haus Molchow, Berlin 2006
Chronikblätter, Ruppiner Anzeiger, 1987, „Vor 150 Jahren fing alles an“ (Elfriede Böttger), Eckhard Handke
Lisa Riedel | Gildenhall Handwerk-Kunst-Leben, , Edition Rieger 2010
Dr. Fritz Hagen | Alexander Gentz, Ruppiner Heimathefte, 1930, Historischer Verein der Grafschaft Ruppin, Faksimile des Originals Druck Kroll Neuruppin 1994
Heimat und Welt, Bilder zur Märkischen Zeitung, Nr. 14, 1930 (Magdalene Finck)
Carl Ebell | Aus meinem Leben. Erinnerungen eines Blindgeborenen, 1906, Verlag Martin Warneck Berlin
Ulrich Ebell | Marie Ebell und Anna Ebell. Die treuen und selbstlosen Schwestern des blindgeborenen Hilfspredigers Carl Ebell, unveröffentlichtes Manuskript, 2011
Theodor Fontane | Meine Kinderjahre

Impressum

Fontanestadt Neuruppin
Gleichstellungsbeauftragte Petra Torjus

Redaktion Uta Bartsch K.E.T. Neuruppin 03391 | 458 459
Otto Wynen
Gestaltung Veronika Žohová und Katharina Bülow
im Raumglück 03391 | 65 98 250
Druck Druckerei Arnoldt, Großbeeren

mitfinanziert aus
Städtebaumitteln von Bund und Land

LAND BRANDENBURG

Historische Stadtkerne im Land Brandenburg

Elfriede Böttger
1 Virchowstraße 19 a *Wohn- und Geschäftshaus*

Marie und Anna Ebell
2 Friedrich-Engels-Straße 22 *Wohnhaus*
3 Robert-Koch-Straße 8 *Wohnhaus*

Dagmar Elsner-Schwintowsky
Dierberg

Frieda Finck
4 Rudolf-Breitscheid-Straße 13 *Wohn- und Geschäftshaus*

Helene Gentz
Gentzrode

Emilie Fontane
5 Karl-Marx-Straße 7 *Wohnhaus*
6 Karl-Marx-Straße 94 *Wohnhaus*
7 Karl-Marx-Straße 84 *Wohn- und Geschäftshaus*
8 Predigerwitwenhaus, Fischbänkenstraße 8 *Wohnhaus*

Martha Remer
Haus Molchow, Neumühle

Die Schmutzler-Frauen
9 Karl-Marx-Straße 44 *Wohn- und Geschäftshaus*

Brigitte Schirren
Birkengrund 9 *Geburtshaus*
10 Hans-Thörner-Straße 7 *Wohnhaus*

Gisela Thiessenhusen
11 Karl-Marx-Straße 81 *ehemalige Poliklinik*
Ruppiner Kliniken Fehrbelliner Straße

Berti Will
12 Präsidentenstraße 1 *Wohnhaus*
13 Bahnhofstraße 18 *Wohnhaus*
14 Gerhart-Hauptmann-Straße 11 *ehemaliges Pionierhaus*

Neuruppiner Beginen
15 Klosterstraße
16 Poststraße